

Tagblatt-Bibliothek Nr. 231/232.

Seltame Geschichten



Von
Auguste Groner



Wien, 1925.

Von der Tagblatt-Bibliothek sind erschienen:

- Nr. 1-44: Spezialverzeichnis, I, Wollzeile 20.
Nr. 45/46: **Wiener Sagen.** Von Marianne Trebitsch.
Nr. 47/48: **Die deutsche Rechtschreibung.** Von Julius Jakob.
Nr. 49: **Die Matten des Emir.** Von Max Barber.
Nr. 50/51: **Kochrezepte.** Mehlspeisen und Süßspeisen. Von Friedrich Sempel.
Nr. 52/53/54/55: **Theateranekdoten.** Von Dr. Kronfeld.
Nr. 56: **Die drei gerechten Kammmacher.** Von Gottfried Keller.
Nr. 57/58/59/60: **Gesetz über den unlauteren Wettbewerb mit Erläuterungen** von Ministerialrat Dr. F. Kadečka.
Nr. 61/62: **Familiengläubigergesetz.** Von Dr. Hermann Frey.
Nr. 63/64: **Das Radio-Konzert daheim.** Von Prof. Dr. Richter.
Nr. 65/66: **Der Komödiant.** Von Karl Schönherr.
Nr. 67: **Tanzhäuser.** Operntextbuch.
Nr. 68: **Cohengrin.** Operntextbuch.
Nr. 69: **Kleider machen Leute.** Von Gottfried Keller.
Nr. 70: **Mit Stiern auf den Aetna und andere Ski-Erlebnisse.** Von Dr. Raimund Günther.
Nr. 71: **Die verkaufte Braut.** Operntextbuch.
Nr. 72/73/74: **Alt-wien, in Briefen und Erinnerungen.** Von Dr. Wilhelm Bauer.
Nr. 75: **Frau Regel Amrain.** Von Gottfried Keller.
Nr. 76: **O du spähige Welt der Frauen!** Von Maria Stoma.
Nr. 77: **Susannens Cortilla und andere Novellen.** Von Kapralik.
Nr. 78/79: **Die österreichische Landwirtschaft.** Von Dr. Ing. Hermann Kallbrunner.
Nr. 80/81/82/83/84: **Das Hausbuch der Heilkunde, 1. Teil: Krankenpflege, Krankenkost, Heilmittel.**
Nr. 85: **Die Sägerin.** Novelle von Hauff.
Nr. 86/87/88: **Schreber- und Hausgartenkultur.** Von Obergärtner Eipeldauer.
Nr. 89/90: **Ottomanische Geschichten. Aus dem Haremsleben und anderes.** Von Bile Lottin.
Nr. 91: **Geschriebene Beduten.** Von Emmy Graetz.
Nr. 92/93: **Das Rheingold.** Operntextbuch.
Nr. 94/95/96: **Im Reiche des Kalifen.** Reisen und Geschichten von Bernhard Szana.
Nr. 97: **Bridge-Stillette in Fragen und Antworten.** Von Richard Münzer.
Nr. 98/99: **Das große Abenteuer und andere Geschichten.** Von Karl Hans Strobl.
Nr. 100/101/102/103: **Hilfsbuch für Maschinenbau und Elektrotechnik.** Von Ing. Arthur Schrötter und Ing. Rudolf Müller.
Nr. 104: **Unsere Eisenbahnen im Weltkrieg.** Von Ingenieur F. K. Saurau und Oberst J. Meister-Keutnersheim.
Nr. 105/106: **Wie man Bergsteiger wird.** Von Hofrat Dr. Benesch.
Nr. 107/108: **Der Musant Gottes.** Von Viktor Leon und Ernst Deesen.
Nr. 109: **Erzählungen** von Peter Rosegger.
Nr. 110/111: **Poette.** Roman von Guy de Maupassant.
Nr. 112/113: **Novellen.** Von Rudolf Hans Bartsch.
Nr. 114/115: **Das Bild des Kaisers.** Novelle von Wilhelm Hauff.
Nr. 116/117/118: **Die Räuber.** Von Friedrich Schiller. Mit einem Nachwort von Prof. Dr. Castle.
Nr. 119/120: **Wenn die Jugend wüßte . . .** Novellen von Dr. Marco Prochner.
Nr. 121: **Ein gefährliches Rettungswerk.** Novellette von Sage Holm.
Nr. 122/123: **Am Ende der Welt und andere Humoresken.** Von Hella Hofmann.
Nr. 124: **Das Nütgenkleid und andere Skizzen.** Von Bela Szenes.
Nr. 125/126/127/128/129/130: **Der Radio-Empfangsapparat.** Hand- und Hilfsbuch einschließlich des Selbstbaues. Von Richter-Pfeuffer.
Nr. 131/132: **Die Verschwörung des Fiesco zu Genua.** Von Friedrich Schiller.
Nr. 133/134: **Der mysteriöse Fall des Dr. Sefyll und Mr. Hyde.** Von Robert Louis Stevenson.

Fortsetzung auf der vorletzten Umschlagsseite.

Seltsame Geschichten

Von

Auguste Groner.



7
443459/231-232

Inhaltsverzeichnis.

| | Seite |
|----------------------------------|-------|
| Das tote Haus | 3 |
| Die rätselhafte Statue | 41 |



Nachdruck verboten. Alle Rechte, insbesondere das Recht der
Uebersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.
Copyright 1925 by Stehrermühl, Wien.

Das tote Haus.

Der Pointner-Hof stand, von Wald und Wiesen und Ackerland umgeben, auf denen längst keine Pointner-Knechte mehr arbeiteten, ganz einsam dicht am Ufer der Traun. Fast ein Menschenalter lang wohnte niemand mehr in dem festen Bau, der noch vor den Bauernkriegen entstanden war. Seltsame Geschehnisse hatten ihn verrufen und gemieden gemacht, und erst seit ein alter Professor ihn auf einer Wanderung entdeckt und sich sofort in ihn verliebt hatte, kehrte das Leben wieder in den mauerungürteten alten Edelsitz ein. Für einen lächerlich geringen Preis hatte ihn Professor Brenner samt all dem köstlichen Hausrat und vollen Schränken und Truben erworben, die — ein Zeugnis für den Wohlstand der einstigen Besitzer — an den Holzgetäfelten Wänden der traulichen Stuben standen.

An einem Maimorgen war der Pointner-Hof aus dem Besitz des Oberlehrers Anton Pointner in Linz in den des Professors übergegangen, und jetzt, im Hochsommer, hatte sich der alte Herr schon so ganz in dem einsamen Haus eingelebt, daß er gar nichts mehr von all dem entbehrte, was die Großstadt ihm geboten hatte. Auch hatte er sich von dieser schon ganz losgelöst, hatte seinen dortigen Hausstand aufgegeben und fand, daß es ihm in seinem ganzen langen Leben niemals wohler gewesen als hier zwischen diesen festen Mauern, wo er seinen wissenschaftlichen Arbeiten leben konnte, wo keine Besuche und kein Straßentrubel ihn störte, wo nur die Bäume sich regten und Vögel sangen und die Wellen an das felsige Ufer rauschten.

Ganz einfach und wie selbstverständlich war der für ihn so vorteilhafte Kauf abgeschlossen worden. Brenner hatte dabei nur mit dem Bürgermeister des Dorfes, zu welchem der Pointner-Hof gehörte und das Leiten hieß, zu tun gehabt, und nachdem etliche Handwerker und Katharin, Brenners tüchtige alte Wirtschafterin, ein paar Wochen in dem lieben alten Bau herumgewirtschaftet hatten, gab es auch für sie sowie für ihren Gebieter kein behaglicheres Fleckchen mehr auf der Welt, als den so lang verlassen gewesenen Pointner-Hof.

Wenn etwas des Professors und seiner Katharin Behagen noch steigern konnte, war es der Umstand, daß seiner Schwester Sohn, der blonde Heinz, ein junger Lehrer, die Ferien bei ihnen zubrachte, ebenfalls über das Haus, seinen Inhalt und seine Umgebung entzückt war und das herrliche Wetter mit ihnen genoß.

Aber man war im Salzammergut, im Lande des Schmirldauerregens, und der stellte sich eines Tages ein.

Heinz fühlte sich trotzdem, gleich den andern, im Pointner-Hofe außerordentlich wohl, er fand es sogar riesig gemüthlich, daß man jetzt so beieinander bleiben mußte, und fühlte sich ganz besonders behaglich, wenn er nach dem Abendessen rauchend in seiner Stube saß und irgend etwas Hübsches las — während sein Oheim ein paar Stuben weiter an seinem Werke über alte Münzen arbeitete, die Katharin mit der Söllinger, die den Pointner-Hof in seinen verlassenen Tagen betreut und die Brenner mit diesem übernommen hatte, in der Küche unten plauderte.

Dazu trommelte der Regen an die vielen kleinen Tafeln der Fenster und umsauste der Wind das Steildach. Oh, es war auch zu solchen Zeiten gut sein im Pointner-Hof! Heute saß Heinz Thorn im Ohrenstuhl am Tische und las in einer alten, schon ganz mürbe gewordenen belletristischen Zeitschrift, die ihm der Lehrer von Leiten, dem Dorfe, zu dem der Pointner-Hof gehörte, geliehen hatte.

Heinz las schon ziemlich lang und hatte manch Hübsches auf den vergilbten Blättern gefunden.

Am Schlusse einer Nummer angelangt, fiel ihm die Ueberschrift zu einem Gedichte auf.

„Das tote Haus,“ stand da.

Er las weiter, und als er etwa die Hälfte der balladenartigen Dichtung gelesen hatte, geschah etwas inmerhin Absonderliches, erhob er sich hastig, setzte er sich ebenso hastig wieder hin, legte die Zigarre ganz mechanisch auf den Aschenbecher und las weiter. Und als er zu Ende gekommen, las er das Gedicht sehr langsam noch einmal. Er tat es halblaut, und sein Gesicht war dabei heiß geworden, und seine Augen glänzten mehr als sonst. Und als er aufstand und den Weg zum Fenster nahm, streifte er zweimal, merkwürdig verträumt lächelnd, die Tafelung der Zimmerwand und tat dann das Fenster auf, beugte sich trotz des strömenden Regens weit hinaus und ließ seine Blicke über die freilich fast ganz dunkle Umgebung des Hauses wandern.

Lang stand er so und starrte in die Nacht hinaus, dann saß er wieder vor der Zeitschrift und las zum drittenmal das Gedicht.

Dieses aber lautete:

„Ich weiß ein Haus, da wär's gut sein,
 Wenn's nicht verwunschen wäre.
 Es steht verschlossen und allein
 An eines Weges Kehre.
 Der Bundschuh, der ging um im Land,
 Als es entwuchs der Erde.
 Der es erbaut, der wollte, daß
 Ein trug'ger Bau es werde.
 Es wohnten Glück und Leid darin,
 Wie es schon geht hienieden;
 Die letzten, die darin gehaust,
 Die hat das Glück gemieden.
 Ein Häuslein, wie ein schüchtern Kind,
 Steht auch dort in der Ecke.
 Ein Weinstock, roter Beeren voll,
 Ist seine grüne Decke.
 Ein Brunnlein, das einst die erquickt,
 Die dieser Bau umschlossen,
 Im Schutz der Mauer rinnt es hin
 Zur Straße unverdrossen.
 Vom Söller oben kannst du froh
 Die weite Landschaft grüßen.
 Der Traunstein schaut auf dich herab,
 Die Traun rauscht dir zu Füßen.
 Die Stuben niedrig, eng, doch traut,
 Die Wände holzverkleidet,
 Der Hausrat echte Bauernart,
 D'ran sich das Auge weidet.
 Man meint, hier konnte auch dereinst,
 Nur tiefer Frieden wohnen,
 Hier mußte stets ein gutes Tun
 Sofort das andre lohnen.
 Ein Irrtum ist's. Hier wohnten einst
 Die schlimmsten aller Triebe,
 Der Argwohn und ein sünd'ger Haß
 Und eine sündige Liebe.
 Darum zog Stille in das Haus
 Und Dede und ein Schweigen,
 Darum wächst Gras vor seinem Tor,
 Zu dem sich Disteln neigen.
 Darum liegt Staub auf seinem Flur
 Und Staub auf seinen Stufen,
 Darum weicht ihm der Wanderer aus,
 Sind Haus und Hof verrufen.

Von Mord und von geheimem Ding
 Raunt manche dunkle Sage,
 Und Raben flattern um das Haus
 Am Allerseelestage.
 Der letzte, dem in diesem Haus
 Das Leben ward beschieden,
 Erzählte mir voll bitt'rem Leid,
 Daß es das Glück gemieden.
 Daß er dem Vaterhause fremd,
 Ja — feindlich sei geworden,
 Daß er viel lieber stets als dort
 Gelebt an andren Orten.
 Die ihn gear, verließ es auch,
 Man munkelt, nicht alleine,
 Darüber aber kam der Sohn
 Mit Willen nie ins reine,
 Denn sie, die zärtlich er geliebt,
 Wollt' er nicht richten können.
 War sie die einz'ge immer ja,
 Der galt sein traurig Sehnen —
 Manch Jahr verging, seit er ganz fern
 Dem Vaterhause lebte,
 Als unter einem neuen Schlag
 Sein junges Herz erbehte.
 Sein Vater — ward berichtet ihm —
 Sei ihm nun auch verloren.
 Ein Mordhaus ward vielleicht das Haus,
 Darinnen er geboren.
 Es fand sich Blut an seinem Tor,
 Es gab somit da Wunden.
 Es wurde, wie sein vieles Geld,
 Der Bauer nicht gefunden.
 Viel Jahre gingen dann vorbei,
 Am Haus, das öd geworden,
 Und nun gehöret es schon längst
 Zu den verrufenen Orten.
 Ein alter Knecht hält dabei Wacht,
 Ein Mann mit weißen Haaren,
 Der einstmals es hat miterlebt,
 Was hier geschah vor Jahren.
 Sein Blick ist müd', sein Mund ist stumm,
 Er schweigt auf meine Fragen
 Nach all dem Schrecklichen, das hier
 Sich einstmals zugetragen.
 So geh' ich denn, du alter Bau,
 Aus deinen stillen Räumen.

Und will beim Weiterwandern noch
 Von deinem Schicksal träumen.
 So fest du bist und stolz gefügt,
 Kannst du das Glück nicht halten,
 Bist jetzt gemieden, bröckelst ab,
 Erliegst der Zeit Gewalten.
 Es will dich keiner; ganz allein
 Mußt du für dich hier stehen,
 Von manchem Auge furchterfüllt
 Und ängstlich angesehen.
 Ich glaub' es auch, was mancher raunt,
 Daß hier der Mord gelauert,
 Daß hier im Winkel irgendwo
 Noch ein Geheimnis lauert.

Dietrich Naunthaler, Linz."

Heinz Thorn starrte vor sich hin. Was er da gelesen, stimmte alles ganz genau auf den Pointner-Hof. Bis auf die roten Beeren auf dem Dache des einen Nebenhäuschens und den alten Mann, der vor Jahren als letzter Pointner-Knecht und Wächter des Anwesens darin gestorben war, stimmte es. Und daß der Pointner-Hof gemieden war und als verrufen galt, seit seine letzte Herrin daraus geflohen und eine Zeit später auch ihr Mann verschollen war, das hatte Thorn von seinem Kollegen im Dorfe erfahren.

Er mußte jetzt daran denken, und es wurde ihm dabei unangenehm zumute. Aber recht war es ihm, daß er zu seinem Oheim nicht davon gesprochen hatte und daß es diesem offenbar noch niemand gesagt, in welchem Ruße das Haus stand, das merkwürdigerweise Jahrzehnte hindurch leer geblieben, das, trotzdem es lächerlich wenig kostete, niemand hatte kaufen wollen und das der alte Herr gerade wegen der großen Gemüthlichkeit pries, die darin herrschte. Nein, es sollte ihm diese Stimmung nicht genommen werden. Der Pointner-Hof war ihm ja schon so ans Herz gewachsen, daß er sein Stadthauswesen auflösen und auch im Winter hier leben wollte. — — — Das bedachte Thorn, versperrte die entliehenen Zeitungen und ging zur Ruhe. Aber der Schlaf kam noch lang nicht zu ihm.

Und als er sich schließlich doch einstellte, begleitete die letzte Zeile des Gedichtes Thorn in das für ihn diesmal recht düstere Traumland hinüber — die Zeile: „Noch ein Geheimnis lauert.“

* * *

Am nächsten Morgen fuhr der energische junge Mann nach Linz. Ein harmloser Vorwand für den Tagesausflug war leicht gefunden.

Ihn trieb jedoch nur die Spannung fort, die er fühlte, seit er Dietrich Maunthalers Gedicht gelesen. Er wollte mehr über das liebe, alte Haus wissen, darin sein von ihm herzlich verehrter Oheim von nun an leben wollte, darin der alte Herr sich so außerordentlich wohl befand und das die andren Menschen mieden.

Thorn erfuhr durch ein Adressenbuch die Wohnung des Oberlehrers Anton Pointner. Diejenige eines Dietrich Maunthaler war darin nicht angegeben. Eine halbe Stunde später befand Heinz sich der Frau und der Tochter Pointners gegenüber. Dieser selbst war nicht daheim. Der hübsche blonde Mensch stellte sich den Frauen als der Nefte des jetzigen Besitzers des Pointner-Hofes vor und rückte dann sofort mit seinem Anliegen heraus; fragte an, ob denn über das alte Geschlecht und den Besitz der Pointner nicht Aufzeichnungen existieren und ob sich solche im Besitze des Herrn Oberlehrers befänden.

Frau Pointner fand solches Interesse ganz natürlich und sagte, daß ihres Wissens keine Familiengeschichte des tatsächlich sehr alten und angesehenen Geschlechtes Pointner existiere, daß jedoch sie im Besitze eines Kalenders sei, in welchem der Vater ihres Mannes so manche Eintragungen gemacht habe, die sich auf das Familienleben der letzten, bäuerlichen Pointner bezogen.

„Diesen Kalender überlasse ich gern für einige Zeit Ihrem Herrn Onkel,“ jagte die Frau freundlich, „nur soll mein Mann davon nichts erfahren. Dem ist alles bis in die Seele hinein zuwider, was ihn an sein Vaterhaus erinnert. Es muß darin viel Schlimmes vorgefallen sein,“ setzte sie seufzend hinzu.

„Vor 37 Jahren, am Allerseelestage, ist mein Großvater mit all seinem Geld daraus verschwunden,“ fuhr ihre Tochter auf einen fragenden Blick Thorns hin fort, „einfach verschwunden, denn es ist bis heute noch fraglich, ob er ermordet worden ist, wie einige dortige Leute glaubten. — Und nach dem Gesetz konnte mein Vater seine Erbschaft erst vor sieben Jahren antreten,“ schloß sie herb.

„Was ihn natürlich verbittert hat,“ warf Thorn ein; das Mädchen schüttelte jedoch den Kopf.

„O nein, verbittert ist er nicht,“ jagte sie lebhaft. „Aber schon als Kind war er traurig und scheu, denn seine Eltern lebten oft in Hader miteinander; in seinem siebenten Jahre mußte er schon unter Fremde gehen, und seither mied er sein Vaterhaus, wenn es irgend anging. Und nicht einmal uns hat er erlaubt, im Sommer darin zu wohnen, und wir haben vor sieben Jahren uns auch nur ganz wenig von dort holen dürfen.“

Das junge Ding seufzte. Thorn begriff, wie bitter ihr der Verzicht auf all das Schöne und Wertvolle ankam, das jetzt die Freude seines Oheims und das Entzücken der alten Katharin war.

„Nun, hole jetzt den Kalender,“ sagte ihre Mutter. „Mein Mann muß nämlich bald heimkommen,“ setzte sie, ihrem Besucher zugewendet, hinzu.

Thorn, den Wink verstehend, erhob sich. Während die zwei allein waren, erkundigte er sich nach Dietrich Naunthaler und erwähnte dessen Gedicht.

Die Frau wußte von diesem nichts, wußte nur, daß Naunthaler ein Freund ihres Mannes gewesen und vor einigen Jahren gestorben war.

Inzwischen hatte ihre Tochter den Kalender geholt, „aus der untersten Schublade,“ wie sie lächelnd sagte. Als sie ihn Thorn hinreichte, rutschten zwei Photographien heraus.

„Richtig, die haben wir damals auch mitgenommen,“ sagte die Frau Pointner trüb lächelnd. „Es ist mein Schwiegervater und seine Frau. Nehmen Sie sie nur auch mit und bringen Sie nur gelegentlich heimlich alles wieder.“

Die Frau war sichtlich schon nervös. Deshalb verabschiedete Thorn sich schnell, und das war gut, denn kaum war er auf die Straße getreten, stieß er in seiner Hast fast gegen zwei Herren an, die eifrig redend beieinander standen. „Herr Oberlehrer haben recht,“ sagte neben der eine der Herren, worauf Thorn sich den „Herrn Oberlehrer“ im Vorbeigehen ansah.

Er sah eine übersehlanke Gestalt und ein feines, schmales, blaßes Gesicht, das einen klugen, guten Ausdruck hatte.

* * *

Am Abend dieses Tages saß der blonde Heinz nach dem Essen wieder in seiner mit schönem, altbäuerlichem Hausrat ausgestatteten Stube und hatte den Kalender und die Photographien vor sich liegen. Seit Pointner, der Vater des Oberlehrers, war ein sehniger, hochgewachsener Mann von klobigem Körperbau gewesen. Er hatte streng blickende Augen und mochte ein richtiger Bauernproß gewesen sein. Der ungeheure Siegelring an seiner Hand und die schwere Uhrkette mit den vielen Anhängseln, die an seiner geblumten Samtweste baumelten, redeten deutlich davon. Sein Weib war eine zierliche, feine Schönheit gewesen.

Heinz legte die zwei schon ziemlich verblichenen Bildchen hin und betrachtete den Kalender. Er stammte aus dem Jahre 1857, hatte einen dunkelgrünen Einband und wirkte ein

bißchen feierlich, weil ihn eine Girlande in Goldpressung zierte.

Als der junge Mann den Deckel aufschlug, fand er sogleich die Erklärung über das Ungewöhnliche der Ausschmückung eines so gewöhnlichen Buches.

Auf die rosengemusterte Innenseite des Deckels hatte eine im Schreiben ungewohnte Männerhand geschrieben:

„Mit heutigem Tage trittst du in den heiligen Ehestand. So schenken wir dir und deinem Weib nebst unserer Lieb' und unseren Segen auch dieses Buch. Trag' ein, was Guts und Trauriges in dein Haus vorkommt, und denk dabei, der Herr gibt's, der Herr nimmt's. Gelobt sei der Herr!

Deine Eltern Christof und Emerenz Pointner.

Am Tag nach Neujahr 1857.“

Also ein Hochzeitsgeschenk war das liebe, jetzt schon so alte Buch gewesen. Ein Hochzeitsgeschenk, das recht sinnig war.

Der Empfänger konnte der Zeit nach nur Weit Pointner gewesen sein.

Daß es sich so verhielt, war sogleich aus der ersten Eintragung zu sehen.

Mit einer anderen, festeren Schrift stand da: „Heut, am 11. Jänner 1857, hat der Vater auch die Suben auf der Steinleiten auf mich schreiben lassen. Die Billi hat von Wels heut ihre Aussteuer hergeführt.“

Die Billi, das war des Weit Pointner schönes Weib, das nach Jahren ihrem Mann durchging. Ja, ja, dieser Kalender war dem letzten Pointner-Bauern geschenkt worden.

Und in seiner Schrift waren alle ferneren Eintragungen gemacht.

Sie bezogen sich naturgemäß zumeist auf Käufe und Verkäufe, auf häusliche Veränderungen, auf den Neubau des großen Stabes, der ziemlich ferne dem Hofe an der Straße stand und um welchen sich Ställe und andre Wirtschaftsgebäude gruppierten, deren Weit Pointner sich bald nach der Flucht seiner Frau entledigt hatte.

Am 16. April 1862 hatte er eingetragen: „Meine Mutter, Emerenz Pointner ist gestern gestorben. Mein Weib ist jetzt die einzige Pointnerin. Und noch haben wir kein Kind.“

Am 17. Mai 1863 war mit jetzt noch kräftig roter Tinte, eingerahmt von einigen unbehilflich gezeichneten Bierlinien, geschrieben worden:

„Heute früh um fünf Uhr hat meine Billi einen gesunden Bubens geboren.“

Die rote Tinte bedeutete Jubel, die armselige Zeichnung zarte Vaterliebe: sie war ein Symbol seines Willens, sein

Kind zu schirmen und zu umhengen mit der Liebe eines Mannes, der sein stolzes Geschlecht in seinem Sohne weiterblühen sieht.

Dieser freudigen Geburtsanzeige folgten die Worte: „Jetzt Abts alsdann wieder zwei Pointner.“

„Er hat also schon gebangt, daß sein Geschlecht aussterben werde,“ dachte Thorn, „und — er hat seinen Buben dennoch nicht behütet, hat ihn dauernd und weit von sich getan.“

Was nach der roten Eintragung noch in den Kalender eingeschrieben worden war, das las Heinz Thorn mit doppelter Aufmerksamkeit.

Gar e i n e Eintragung fesselte seine Aufmerksamkeit:

„Seit heute Nacht ist Zilli fort,“ stand da. Weit Pointners Hand hatte beim Schreiben dieses Satzes gezittert. Die ferneren Notizen bezogen sich nur mehr auf Verkäufe und Geldmanipulationen.

Weit Pointner war nach der Flucht seines Weibes sehr bald daran gegangen, seine Grundstücke und seine vom Wohnhaus ziemlich weit entfernten Wirtschaftsgebäude zu verkaufen.

Auch sein Vieh verkaufte er.

Nur das Haus seiner Väter in fremde Hände zu geben, daran hatte er wohl nie gedacht. Bei all seinen Verkäufen hatte er, nach dem Kalender, die Bedingung gemacht, daß er bar, und zwar in Gold und Silber, bezahlt werden müsse. Der Mann war wohl nicht mehr normal.

Die Eintragungen reichten bis zu jenem Allerseelentag, an dem Weit Pointner zum letztenmal gesehen worden war. Die letzte lautete:

„Heute hat mir der Endlweber für die Kleeacker an der Straßn bare 3250 Gulden auszahlt.“

Thorn blätterte zurück.

Etwa sechs Jahre vorher fand sich zwischen Angaben von Doktor- und Apothekerrechnungen das Geld verzeichnet, das Weit Pointner durch den damaligen Verkauf seiner großen Wirtschaftsgebäude und Gründe sowie des Hauptbestandes seines Viehes erhalten hatte. Es war, auch nach dem heutigen Wert des Geldes, ein Vermögen. Es machte alles in allem eine Summe von zweiundvierzigtausend Gulden aus.

„Nun, dieser Mord, denn da handelt es sich ganz gewiß um einen Mord, der hat sich rentiert,“ dachte Thorn und blickte auf den Kalender, der ihm so manch Interessantes erzählt und ihm einen deutlichen Einblick in die Wesensart des Mannes gewährt hatte, welcher der letzte Gebieter im Pointner-Hofe gewesen war.

Zeit Pointners Charakter war, nach all seinen Aufschreibungen beurteilt, ein recht komplizierter gewesen. Dem Martin Ebelsberger, einem Knecht, den er zum Vieheinkauf 150 Gulden anvertraut und welche diesem auf irgendeine Art abhanden gekommen waren, hatte er den Ersatz einfach erlassen. Eine Dirn hatte er in derselben Stunde davongejagt, in der sie eine Kuh in ein Kleeefeld hatte gehen lassen, wiewohl das Tier sich darin nicht überfressen, also keinen Schaden genommen hatte. Unlänglich einer Feuersbrunst, von welcher eine Nachbargemeinde betroffen worden war, hatte er 500 Gulden gespendet, und am selben Tage einen Bettler dem Gerndarm übergeben.

Für seine Hausjacken hatte er statt Tuch nur Barchent gekauft, aber sein Sohn hatte 20 Gulden Taschengeld im Monat erhalten.

Es wohnten also Generosität und Sparseligkeit, Härte und Milde in seiner Seele knapp nebeneinander. Und was hatte ihn, der in jüngeren Jahren und während der Zeit seines Gesundheits nur selten außerhalb seiner Wirtshaus und des Dorfes gewesen war, in der Zeit, da er allein, zerbrochen und körperlich und seelisch krank war, veranlaßt, so oft nach Salzburg oder nach Linz zu fahren, um immer am nächsten Tag schon wieder daheim zu sein? Das hatte nicht allein die Ruhelosigkeit gemacht, die ihn plagte, seit ihm sein Weib durchgegangen war; da mußte noch andres mitgespielt haben.

„Nun, jedenfalls war er ein eigenartiger Mensch,“ sagte Heinz laut vor sich hin und wollte den Kalender schon schließen; da bemerkte er, daß zwischen dessen letzten Blättern einige vergilbte Zeitungsausschnitte lagen. Diese breitete er jetzt vor sich aus. Es waren ihrer fünf. Sie waren schon ganz dünn und brüchig.

Der Ausschnitt, welcher zwischen den Blättern des Kalenders obenauf gelegen, trug das Datum: „3. November 1877.“

„Mord oder Raub“ stand da.

„Im Pointner-Hof, der zur Gemeinde Leiten gehört, ist in den Nachmittagsstunden des Allerseeleentages ein graufiges Verbrechen verübt worden.“

Der angesehenene Bauer ist ermordet und um eine große Geldsumme, die er bei sich trug, beraubt worden. Der oder die Verbrecher sind auch in sein Haus eingedrungen und haben dajelbst etliche Truhen und Kasten erbrochen.

Näheres werden wir unsern geehrten Lesern erst in der folgenden Nummer unsres Wochenblattes mitteilen können.“

Die folgende Nummer brachte eine ausführliche Schilderung dieses wirklich unheimlichen Falles.

Der Artikel trug die Ueberschrift: „Ein rätselvolles Verbrechen.“

Sein Inhalt war folgender:

„Seit Menschengedenken ist in unsrer Gegend kein so geheimnisvolles Verbrechen vorgekommen wie es die Untat ist, die im Pointner-Hofe verübt wurde.

Mord und Totschlag sind, leider Gottes, auch in unserm Gau nichts Unbekanntes. Auch sind uns Einbruch und Raub nicht ganz fremd, allein es ist fast noch immer gelungen, jener Scheusale, die sich am Eigentum oder gar am Leben ihrer Mitmenschen vergriffen, habhaft zu werden und sie der verdienten Strafe zuzuführen und damit den Gerechtigkeitsfuss zu befriedigen. Bis heute, elf Tage nach der Tat, ist dies im Falle Pointner, noch nicht gelungen.

Nicht deshalb aber haben wir dieses Verbrechen rätselhaft genannt.

Das Mysteriöse desselben ist der Umstand, daß der Leichnam des Ermordeten bis heute nicht aufgefunden werden konnte und daß nicht mehr angenommen werden kann, daß er jemals wird aufgefunden werden.

Und schon taucht die Frage auf: „Gibt es hier überhaupt einen Leichnam?“ Denn kein Winkel im Haus und Hof blieb ununtersucht. Die ganze Umgebung des letzteren wurde weit hin durchgeforscht. Es gibt da nirgends ein Fleckchen, das als ein heimliches Grab gedeutet werden könnte.

Und wie hätte denn auch da einer heimlich verscharrt werden können? Am hellen Tag, noch dazu an einem Tag, an welchem auf allen Wegen Leute sind, die zum Friedhof gehen oder von ihm kommen?

Raum drei Stunden hatten die Verbrecher Zeit, um den Mord, den Raub und die Verbergung ihres Opfers auszuführen, und in diesen drei Stunden haben, nachgewiesenermaßen in verschiedenen Zeiten, vier Leute den Weg begangen, der nahe dem Pointner-Hof über die Felder führt. Und während eines großen Teiles dieser drei Stunden hat der Geißhuh des Jörg Hollmann, des nächsten Nachbarn Pointners, seine Tiere auf einer Wiese weiden lassen, von der aus irgendwelch auffallende Vorgänge beim oder um den Pointner-Hof herum nicht leicht übersehen werden konnten. Aber weder jene vier Personen noch der Bub bemerkten etwas Ungewöhnliches.

Und trotzdem ist dort Ungewöhnliches, Schreckliches, Unerklärliches geschehen.

Und doch fanden sich am Tor des Pointner-Gutes reichliche Blutspuren vor und fehlt der Mann, dessen Habe geraubt ist und dessen Name rings im Land von Mund zu Mund geht.

Und keiner weiß es zu sagen, wo und wer die sind, die seine Habe geraubt, sein Blut vergossen und ihn spurlos verschwinden ließen.

Au die Traun hat man naturgemäß auch gedacht. Pointners Reisesack hat man ja im Gesträuch an ihrem Ufer gefunden. Aber sie hat den Pointner wohl nicht fortgeschwemmt.

Die Trockenheit, über die wir seit Wochen klagen, hat den Abfluß unsres schönen Sees sehr bescheiden werden lassen. So klein ist die Traun geworden, daß schon seit längerer Zeit kein Salzschiß mehr auf ihr hinunterfahren kann, und bis zum Grunde ist ihr Wasser durchsichtig.

Was in ihr treibt, fließt so träge, daß jedes Inselchen und jeder Felsvorsprung es aufhalten kann. Und wer ihre launische Strömung kennt, wer weiß, daß das Treibholz und was sonst noch in ihr stromabwärts kommt, fast immer in die eine oder die andere ihrer vielen kleinen Buchten geschwemmt wird, der wird es nicht für wahrscheinlich, ja, kaum für möglich halten, daß ein menschlicher Körper ungeesehen bis zu ihrer Mündung hätte gelangen können, trotzdem auch von Amts wegen seit dem frühen Morgen des 3. November viele Augen den Fluß beobachteten. Auch sein Wasser ist also wohl kaum des Pointners Grab geworden. Wo also ist dieser? Und — so fragt man sich — ist er nicht doch am Leben? Sein Tod ist im Grunde ja durch nichts erwiesen?

Erwiesen ist nur, daß sein Reisesack und sein Geldschrank geleert wurden und — daß Menschenblut vor und an dem Tor des Pointner-Hofes sowie in einer von dessen Stuben gefunden worden ist.

So gut als erwiesen ist also nur ein Kampf, bei dem Blut vergossen wurde, und zweifellos erwiesen nur die gewaltmäßige Erbrechung der Schränke und das Fehlen von Geld und Schmuck.

Das gilt für den Untersuchungsrichter und die Behörde. Uns Laien scheint es als ganz zweifellos, daß es sich hier um einen ganz gewöhnlichen Raubmord handelt, bei dem es eben nur das eine Unbegreifliche gibt, daß der Ermordete nicht gefunden werden kann.

Aber auch der oder vielmehr die Ueberwältiger des Pointner konnten bis jetzt nicht aufgefunden werden. Von denen, die es — nachweisbar — gewußt haben, daß der unglückliche Mann mit so viel Geld heimging, kann einerseits von einem Verdacht nicht die Rede sein und konnten andererseits zwei Individuen, die da allerings in Betracht kommen könnten ein Alibi erbringen.

Auch anderen der Tat Verdächtigen gelang dies.

So auch einem einstigen Knecht des Weit Pointner.

Wir wollen den Namen des Betreffenden mit Absicht nicht in die Oeffentlichkeit bringen. Der Mann lebt derzeit in einer Seiten benachbarten Gemeinde, und die Behörde hat seiner jetzt nur aus dem ganz besonderen Grunde gedacht, weil seinerzeit das Gerücht ging, er sei der Liebhaber der Pointner-Bäuerin gewesen. Daß er, kurz bevor das pflichtvergessene Weib ihren Mann und ihr Kind heimlich verließ, aus unserer Gegend verschwunden war, ist Tatsache, und derselben hat man sich jetzt erinnert und hat ihroethalben nach ihm geforscht.

Es liegt mehr als ein Jahrzehnt zwischen jenem Ereignis, das den einst so stolzen Pointner zum sche en Sonderling gemacht hat, und dennoch warf es noch einen Schatten auf den Mann, den man damals den Liebhaber der schönen Pointnerin nannte. Sein Aufenthaltsort wurde ausgeforscht. Er ist ein frühzeitig altgewordener, kränklicher Mann. Er stellt mit Entschiedenheit in Abrede, daß er des Pointners Weib oder seinen Hof noch einmal gesehen habe, seit er, vom Pointner ganz plötzlich entlassen, aus dessen Haus gegangen war.

Er wies durch seine Dienstzeugnisse nach, daß er schon wenige Tage, nachdem er das Pointner-Haus verlassen hatte, im Salzburgischen in Dienst getreten sei und bis vor einem Jahr dort ein und demselben Bauern gedient hat. Erkrankt, war er wieder in seine Heimat gekommen und lebte da kümmerlich von seinen Ersparnissen. Zur kritischen Zeit war er, ein siecher Mann, in seinem Bette gewesen.

Auch der Pointner-Bäuerin forschte man — resultatlos — nach. Einige Tage bevor sie ihren Mann und ihr Kind heimlich verließ, hatte sie, wie jetzt bei Gericht angegeben wurde, ihrer nächsten Nachbarin, der Oberhofer-Bäuerin Rosalia Hollmann, gesagt, daß ihres Mannes Eifersucht sie noch aus dem Hause treiben werde.

Drei oder vier Tage danach war das hübsche Weib aus der Gegend verschwunden. Der Stolz der Pointner ließ es nicht zu, daß der harte Mann der Durchgängerin nachforschte.

Nie wieder hörte man etwas von der Pointner-Bäuerin. Und bis jetzt gelang es der Behörde trotz eifrigstem Forschen nicht, in die neueste Affäre des Pointner-Hofes Licht zu bringen.

So stehen die Dinge heute.

Vielleicht können wir in unserer nächsten Nummer unseren verehrten Lesern Neues bezüglich dieses rätselhaften Verbrechens melden."

Langsam faltete der junge Mann die schon recht brüchige Zeitung zusammen und langte nach dieser nächsten Nummer. Dabei schaute er auf und wurde ärgerlich.

Die Lampe blakte.

Es war nur mehr ganz wenig Petroleum in ihrem Glasbassin, Thorn stand auf. Er wollte sich die Kerze vom Nachtlästchen holen. Es stand heute keine dort.

Sein Neger stieg.

Da er überhaupt noch nicht schlafen gehen wollte und ihn überdies die noch nicht gelesenen Zeitungen lockten, entschloß er sich rasch, hinunterzugehen und sich eine Kerze zu holen.

Er nahm also seine elektrische Laterne aus dem Schrank, löschte die qualmende Lampe, und um den vermutlich schon schlafenden alten Herrn nicht zu wecken, schlich er in das Erdgeschloß hinunter.

Da war es um diese Zeit schon immer ganz still und finster. Heinz ging in die Küche und suchte da nach einer Kerze. Er fand keine.

„Muß ich halt die Katharin wecken,“ dachte er und ging zur Tür ihrer Stube.

Diese lag ganz am vorderen Ende des weiten Flures.

Das grelle Licht seiner Laterne zeigte ihm, daß die Tür nur angelehnt war.

Er wunderte sich darüber ein bißchen und erweiterte den Spalt.

„Katharin!“ rief er leise in den dunklen Raum hinein.

Keine Antwort, und als bei seinem zweiten Anruf drinnen noch immer alles lautlos blieb, stieß er die Tür noch weiter auf und leuchtete in die Stube.

Sie war leer.

„Was wollen Sie denn, Herr Heinz?“ fragte in diesem Augenblick die Stimme der Alten, die ganz verschlafen war.

Er wendete sich rasch um.

„Ja, woher kommen denn Sie?“ war seine Gegenfrage.

Sie zog fröstelnd ihr großes Tuch enger um sich und sagte dabei mit einem scheuen Blick nach ihrer Stube: „Ich schlaf schon seit ein paar Nächten in der Kammer da hinten.“

„So? Ich such' Sie deshalb, weil meine Lampe geblakt hat und keine Kerze oben ist.“

„O je! Bitt', seien Sie nit böß, Herr Heinz. Ich bin halt gar so vergeßlich.“

„Nun, das tut ja nichts. Aber jetzt sagen Sie mir, warum haben Sie denn Ihr liebes Stüberl mit der engen Kammer da hinten vertauscht?“

„Weil man's dort nit hört!“

„Was hört man dort nicht?“

Heinz schaute der Katharin fest in die Augen.

„Was hört man dort nicht?“ fragte er noch einmal.

Er hatte ihr gemüthliches, aber ganz reizloses Gesicht noch nie so interessiert betrachtet wie in diesem Augenblick, da sie mitten in der Nacht in dem alterthümlichen Raum beisammenstanden, an dessen Wand ihre schwarzen Schatten sich leise regten und in dessen Stille sie ihre Stimmen unwillkürlich bis zum Flüstern dämpften.

Katharinens Gesicht war jetzt auch nicht so ganz uninteressant wie sonst; denn statt des Ausdruckes unerschütterlicher Gemütsruhe zeigte es jetzt den Ausdruck der Furcht. Wieder wandten sich ihre wasserfarbenen Augen scheu der Thür des Stübchens zu, das sie Heinz bei seinem erstmaligen Kommen ganz stolz als das ihrige bezeichnet hatte.

Aber noch immer redete sie nicht.

Da verließ Heinz die Geduld, und er sagte ärgerlich: „Also, was gibt es? Was ist denn da drinnen zu hören? Reden Sie schon einmal!“

„Na, seufzen tut's halt und an der Mauer wischen. Die Söllinger hat mir's schon oft gesagt, daß sie allerhand g'sehn und g'hört hat.“

Die Söllinger war die alte Frau, die das Wächteramt im Pointner-Gut übernommen hatte, als der schon erwähnte alte Mann gestorben war, und die noch da lebte.

Sie bewohnte das rebenüberhangene Häuschen im Hofe.

„Jetzt fehlt nur noch, daß der Herr Professor von diesen Dummheiten hört,“ sagte Heinz ärgerlich und die Alte eifrig darauf: „Ah! Wir reden schon nir. Der gnädige Herr glaubt ja auch net an so etwas. Der möcht' uns nur ausgreinen.“

„Stimmt,“ sagte Heinz kurz, „und jetzt geben Sie mir eine Kerze.“

Zwei Minuten später saß er wieder in seinem Zimmer und begann den dritten Zeitungsausschnitt zu lesen.

Da hieß es: „Noch immer ist kein Licht in das Dunkel gekommen, das über dem Verbrechen liegt, welches im Pointner-Gute begangen worden ist.“

Noch immer ist Pointners Leichnam nicht gefunden, noch immer sind seine Mörder nicht entdeckt worden.

Noch immer fragt man sich: „Was kann Räuber und Einbrecher veranlassen, ihr Opfer, sei es nun lebend oder tot, auf so raffinierte Art spurlos verschwinden zu lassen? Erst am zwölften Tag nach diesem seltsamen Geschehnisse konnte Veit Pointners einziger Sohn an dem Schauplatz des Verbrechens eintreffen, das ihm den Vater und den weitaus größten Teil seines Erbes entriß. Anton Pointner ist Lehramtskandidat und Zögling des Stiftes Kremsmünster. Dort traf ihn die Kunde des furchtbaren Ereignisses. Sie traf einen Kranken, dem man sie so schonend als möglich mittheilte, dessen fiebriger

Zustand sich aber darüber verschlechterte. Erst nach Tagen war ihm die Heimreise möglich. Einer der geistlichen Herren des Stiftes begleitete ihn auf dieser so traurigen Heimfahrt.

Im Beisein Anton Pointners und seines väterlichen Freundes fand noch einmal eine Begehung des ganzen Hauses und dessen Umgebung sowie ein Aufschreiben aller Aussagen statt, welche der junge Mann machen konnte. Es waren deren nicht viele, und keine war danach angetan, daß sie die Untersuchung gefördert hätte. Anton Pointner, der ganz städtisch erzogene letzte Sproß eines alten, in jeder Beziehung derben Bauerngeschlechtes, ein überschlanke, schwächlicher oder wenigstens schwächlich scheinender Jüngling, bewegte sich nahezu wie ein Fremdling im Hause seiner Väter, darin er ja eigentlich auch fremd ist, darin er, schon seit er Schulen besucht, nicht einmal oft Ferien verlebt hat.

Er wußte weder anzugeben, wieviel, noch welche Art Schmuck seine Eltern besessen hatten.

Die Frage danach war eine der wichtigsten, die der Untersuchungsrichter an ihn stellte, denn wenn dieser Teil des Geraubten öffentlich hätte angegeben und beschrieben werden können, wäre dies von großer Wichtigkeit gewesen.

So kennt man also nur jene Schmuckstücke, die der Pointner am Tage des Verbrechens an sich gehabt hat; einen dicken goldenen Ring mit einem großen, fast viereckigen grünen Stein und eine derb gearbeitete silberne Uhrkette, an der eine ungewöhnlich große, ebenfalls silberne Uhr und etliche Anhänger hingen.

Die Glieder der Kette wurden von eng aneinander gereihten Eichenblättern gebildet, und unter den Anhängern war ein in Silber gefaßter Eberzahn, ein Fäßchen, eine Ruhglocke und ein Stutzen, alles aus Silber, das Auffallendste gewesen.

Martin Ebetsberger, des Pointners Altknecht, war schon seit fünfzig Jahren im Hause und daselbst also eine Vertrauensperson.

Er hat schon bei der ersten Kommission vor dem mit Eisenblech gefütterten erbrochenen und zum Teil geleerten Geldschrank angeben können, in welchen von dessen Laden der Bauer sein Geld gehabt hatte.

Auch wußte Ebetsberger, daß viel „kostbares Geschmeid“ dagewesen war, konnte jedoch Näheres darüber nicht angeben.

Unter den Familienpapieren, welche die Einbrecher nicht interessiert hatten, befand sich auch ein Kalender, in welchem Pointner seit vielen Jahren immer eingeschrieben hatte, was sich auf sein Haus bezog. Auch das Geld, das er im Laufe der Jahre ausgegeben und eingenommen hatte, war darin vermerkt.

Wie es sich nach der Zusammenstellung dieser Summen jetzt zeigt, muß Veit Pointner am Tage seines Verschwindens im heiläufigen Besitz eines Vermögens von fünfzigtausend Gulden gewesen sein, davon zum mindesten die Summe, die er an diesem Tage gehoben, Bargeld gewesen ist. Anton Pointner zeigte sich in bezug auf das Vermögen seines Vaters ebenso unorientiert, wie in bezug auf die anderen Angelegenheiten desselben.

Der junge Mann war überdies so verstört von dem Unglück, das über ihn hereingebrochen war, daß die Herren von der Kommission bald davon absahen, noch weitere Fragen an ihn zu richten.

Er kehrte denn auch noch am selben Tage nach Kremsmünster zurück.

Gelegentlich dieser zweiten, wieder überaus genauen Nachforschung in dem alten Hause wurde eine interessante Entdeckung gemacht, die allerdings mit dem daselbst geschehenen Verbrechen nichts zu tun hat.

Als die Kommission sich abermals in einem der weitläufigen Keller befand, entdeckte man nahe einer seiner Wände eine schmale Falltür, auf die bei der ersten Besichtigung dieses fast leeren Raumes niemand geachtet hatte.

Seltener Erwartungen voll öffnete man sie und leuchtete hinunter. Martin Ebetsberger zeigte sich sehr verwundert über diesen zweiten Keller, er hatte von dessen Vorhandensein offenbar keine Ahnung gehabt.

Es führte keine Stiege hinab. Man schaffte eine Leiter herbei, und zwei Mitglieder der Kommission stiegen hinunter und untersuchten den Raum.

Er war leer.

Er war sicherlich einst dazu bestimmt gewesen, Wertvolles in ihm zu verbergen in den Zeiten, in denen die Bauernschaft unseres Landes mit ihren Widersachern in hartem Streit gelegen und in denen so viele Wohnstätten eingäschert worden sind.

Nun hat das Mordhaus an der Traun wenigstens eines seiner Geheimnisse hergeben müssen.

Ob auch das andere jemals gelüftet werden wird?"

* * *

Mit dieser Frage an die Zukunft schloß der Artikel.

— — — Langsam, und zwar nicht nur aus Vorsicht langsam, sondern weil er versonnen war, seit er das von dem heimlichen Keller gelesen, faltete Heinz die Zeitung zusammen, und dabei kam ihm unwillkürlich der Schluß von Dietrich Raunthalers Gedicht in den Sinn:

„Daß da im Winkel irgendwo
Noch ein Geheimnis lauert“

und starrte in die Kerzenflamme. Endlich aber griff er nach der vierten der ihm anvertrauten Zeitungen. Es war eine Nummer von Ende Dezember 1877.

Sie brachte bezüglich des Falles Pointner gar nichts Neues.

Es fand sich darin nur die Bemerkung, wie höchst bedauerlich es sei, daß trotz all der eifervollen Bemühungen der Behörden noch nicht der winzigste Lichtstrahl in das Dunkel falle, das den Raubmord im Pointner-Hof verhülle.

Die fünfte und letzte der Zeitungen brachte ähnliche Bemerkungen und berichtete noch einmal über das Verbrechen und darüber, daß Reit Pointner als verschollen erklärt worden sei.

Diese Nummer war genau um zwei Jahre jünger als jene, in welcher die erste Nachricht über das Verbrechen im Pointner-Hof gestanden hatte.

Im Anhang an die Verschollenheitserklärung stand:

„Sebastian Sommereiner, jener Knecht des Reit Pointner, welcher als der Liebhaber und Entführer der Pointner-Bäuerin galt und der auch flüchtig verdächtig war, bei dem unheimlichen Verbrechen an deren Gatten beteiligt gewesen zu sein, ist unlängst gestorben. Mit diesem lang schon siechen Mann ist einer aus der Welt gegangen, der die Dämmerung miterlebte, ja sie vielleicht herbeiführen half, indem er sich an der Schuld eines verliebten Weibes beteiligte, und welche Dämmerung mit dieser Schuld über ein altes, ehrenfestes Bauerngeschlecht hereinbrach.

Immer tiefer wurde dieses Dämmern in der todwunden Seele des verrathenen Gatten, der einst zu den stolzesten Männern seines Gaus gehörte und der nach der Flucht seines pflicht- und ehrvergessenen Weibes ein scheuer, bemitleidenswerter Sonderling geworden war.

Und zur undurchdringlichen Nacht ist sie durch sein rätselhaftes Verschwinden geworden.

Und nun ist keiner mehr da — der die innersten Zusammenhänge dieser häuerlichen, so überaus romantischen Familien-tragödie kennt, und keiner mehr, der einen erhellenden Strahl über dieses tiefe Dunkel hinleuchten lassen könnte. Das Geheimnis des Pointner-Hofes wird wohl niemals aufgedeckt werden.“

* * *

Heinz Thorn legte die Zeitung zu den anderen. Ein feines Lächeln huschte über sein Gesicht und blieb in seinen Augen, während vor seinem geistigen Auge zwei Gestalten standen.

Er legte die Photographie des Beit Pointner wieder vor sich, dieses Bild eines blonden, derben Bauern, schier übergroß, breit und plump, mit harten, hellen Augen und der Miene eines Prozen.

Und des Oberlehrers Pointner schlanke, fast schmale Gestalt sah er vor sich und sein stilles Gesicht und seine ernsten, dunklen Augen. Und in den Augen des Heinz Thorn war noch immer das Lächeln.

Aber es verdämmerte, als er sich erhob, steif neben dem Tische stehen blieb und die Hand unbewußt so fest gegen die Tischplatte stemmte, daß aus ihren Knöcheln das Blut wich, während er ganz laut sagte: „Vielleicht ist doch noch einer — sind vielleicht sogar z w e i da, welche die innersten Zusammenhänge dieser sich immer mehr verdichtenden Dämmerung kennen oder wenigstens ahnen. — Und stolz und ehrenfest — das kann auch einer sein, der kein Pointner ist.“

Thorn atmete tief auf, und dann sagte er noch etwas, sagte in ganz verändertem Tone: „Und morgen werde ich mir den bewußten Keller anschauen.“

Eine Viertelstunde später schlossen sich seine hübschen, warmen Augen zum traumlosen Schlaf der Jugend.

Am nächsten Morgen fing Thorn beim Frühstück davon zu reden an, daß er, um etwas zu tun zu haben, einen Plan des Hauses aufnehmen wolle.

„Damit würdest du mir eine große Freude machen,“ meinte der alte Herr, „ich habe das schon selber tun wollen, aber das Bücken und Strecken beim Messen, das erlauben mir meine alten Knochen nicht mehr, und in den zugigen Kellern ist erst recht für mich kein Bleiben. Das hieße meine ischiatischen Schmerzen mit Gewalt herbeirufen.“

„Aber selbstverständlich, Oheim, ist das für dich keine Arbeit. Ich aber kann sie leisten und werde mir damit recht interessante Stunden verschaffen. Existiert denn richtig gar kein Plan von diesem Hause?“

„Nein. Sonst hätte man ihn mir wohl ausgefolgt. Verlangt habe ich ihn ja.“

„Es muß ja, wie jeder so alte Bau, seine Eigentümlichkeiten haben.“

„Gewiß! Er hat sie auch. Du weißt doch, die Wandnische ober der Stiege und die andere im Flur, die so gut maskiert sind, daß die Arbeiter sie erst entdeckten, als sie die schadhafte Holzverkleidung ausbesserten.“

„Vielleicht beginne ich heute noch mit den Ausmessungen,“ sagte Thorn, „da fange ich natürlich bei den Kellern an.“ Er hatte solche Eile mit seinen Reden, weil Katharin gerade ins Zimmer kam.

„Was will denn der Herr Heinz ausmessen?“ erlaubte die Katharin sich zu fragen.

„Einen Hausplan macht mir Heinz,“ antwortete Brenner angeregt.

„Zu was brauchen wir denn einen Hausplan?“ wunderte sich die wackere, aber immerhin nur einseitig gebildete Katharin. „Es ist ja, Gott sei Dank, schon alles fertig.“

„Das verstehen Sie nicht,“ schnitt der alte Herr ihr weitere Fragen ab, „aber helfen können Sie vielleicht dabei.“

„Was muß ich denn da machen?“

„Nichts anderes, Katharin,“ fiel Heinz ein, „als daß Sie das wegräumen, was mir allenfalls im Wege sein wird. Ich muß halt an die Wände herankönnen.“

„Na, in den Kellern wird das bald geschehen sein,“ meinte die Katharin, „die sind fast noch ganz leer. Nur in einem stehen noch die Fässer von hydraulischem Kalk von den Maurern her, und liegen ein paar Ziegel in einem Winkel.“

„Gibt es Leitern im Hause?“

„Ja, schon. Eine lange und eine kurze mit einem Austritt.“

„Na also, Herz, was willst du noch mehr?“ scherzte Heinz. Auch der Professor war angeregt.

„Du gehst ja die Sache geradezu stürmisch an,“ schmunzelte er.

„Ein Meßband und einen roten Bleistift haben die Maurer auch dagelassen,“ jagte die Katharin, „gerade fällt es mir ein. Es muß alles im Werkzeugkasten liegen. Ich werde es gleich herausfuchen.“ Sie ging schon.

Eine Stunde später war Heinz schon am Werke. Die Katharin hatte er bald zu entfernen gewußt.

Im ersten der beiden großen, gewölbten Kellerräume war der festgestampfte Lehm Boden bald gründlich untersucht, denn da gab es nur etliche Holzgefäße, die zum Waschen dienten und hier unten vor Austrocknung bewahrt wurden.

Die Katharin hatte sie in der Mitte des Kellers zusammengestellt. Aber zum Wegschaffen der Kalkfässer, welche die Arbeiter im zweiten Keller in einer Ecke zusammengestellt hatten, war sie noch nicht gekommen.

Daß sie dazu noch nicht Zeit gefunden, das war Thorns Werk. Um ihr keine Zeit zum Wegräumen der Fässer zu lassen, war er ja eben so schnell heruntergekommen. Er konnte es sich denken, daß eben dort, wo die Fässer standen, sich die Falltür befinden mußte. Anderenfalls hätte Katharin sie wohl schon entdeckt.

Die Wegschaffung der sieben teilweise noch nicht geleerten Kalkfässer machte ihm ein bißchen heiß, und anfangs war er

enttäuscht, denn von einer Falltür war nichts zu sehen. Aber er dachte an die vollendet gelungene Maskierung der heimlichen Wandschränke und suchte genauer.

Dabei brauchte er gar kein künstliches Licht. Es genügte vollkommen das allerdings nicht gerade helle Licht, das der bewölkte Himmel hergab und welches durch ein niedriges, breites Fenster hereinfiel.

Dieses Fenster war im obersten Teile einer der tiefen Nischen, die sich in dieser flußseitig gelegenen Kellerwand befanden. Man hörte die jetzt hochangeschwollene Traun rauschen, und Heinz wußte, daß er sich unterhalb der Küche befand. Das sagte ihm das Plaudern der Weiber, welche da oft beschäftigt waren.

In der tiefen Staublage, die in vielen Jahren sich auf dem festgestampften Lehmgrunde gebildet hatte, waren jetzt nur die Eindrücke der Fußböden und die Spuren von Thorns Füßen zu sehen, aber er brauchte mit einer der vorhandenen Schaufeln nicht lange zu scharren, kam er schon auf eine Stelle, von der her es ihm beim Aufstoßen der Schaufel hohl entgegentönte.

Ein eiliges Suchen noch, und er hatte den verrosteten Griff gefunden, mittels dessen er die Falltür öffnen konnte.

Eine dunkle Tiefe gähnte ihm entgegen.

Er leuchtete hinunter. Der Raum war nicht sehr tief, und es kam keine eigentlich dumpfe Luft herauf.

Thorn holte sich die längere der beiden Leitern und ließ sie vorsichtig in die Tiefe. Sie reichte aus. Als ihre eisenbeschlagenen Holme auf den Grund stießen, gab es einen hellen Ton. Sie hatten festes Gestein berührt.

Thorn stieg hinunter und leuchtete mit seiner elektrischen Laterne in alle Winkel und über den ganzen Grund.

Die unterirdische Kammer, mehr war es nicht, war vollständig leer.

Einige Steinbrocken hatten sich im Laufe der Jahre aus der Mauer gelöst und lagen auf dem Boden.

Die nicht überall senkrechten Mauern waren größtenteils mit dem Meißel hergestellt. Es mußte eine gewaltige Arbeit gekostet haben, diese Kammer dem Felsen abzutragen.

Wo gar zu große Unregelmäßigkeiten sich gezeigt hatten, waren sie durch trockene Mauern ausgefüllt worden, deren Material große Bruchsteine bildeten.

So war ein ziemlich regelmäßiger Raum entstanden, in dem Wertsachen sicher vor feindlicher Sabotage verborgen werden konnten.

Recht angeregt von der Besichtigung der Kammer stieg Thorn wieder zu dem Keller empor, zog die Leiter nach sich und

verbarg die Falltür wieder unter zwei Fässern. Auf diese legte er das Meßband und einige von ihm mit Zahlen beschriebene Zettel, die er mit einem Ziegelbrocken beschwerte. Nachdem er die Leiter wieder an ihren früheren Ort getan, ging er aus dem Keller. Er wollte es seinem Oheim sagen, was er heute gesehen, und es ihm überlassen, ob er zu der hier furchtsam gewordenen Katharin auch von der heimlichen Felsenkammer reden wolle.

Aber er sprach auch mit dem alten Herrn nicht darüber. Sogleich konnte er es nicht tun, denn er hätte ihn in seiner liebsten Arbeitszeit stören müssen. Und als er, um sich vom Kellerstaub zu reinigen, in sein Zimmer ging, wußte er schon, daß er heute überhaupt noch nicht über diese Sache reden werde.

Er hatte sich an eine Stelle im Kalender erinnert, die ihm bei dessen Durchsicht auch schon aufgefallen war, die ihn jedoch, weil ganz unverständlich, damals wenig beschäftigte. Eine Ideenassoziation, die sich beim Hinaufgehen plötzlich bei ihm einstellte, machte, daß er nun wieder an jene ihm so ganz unverständlich gewesene Stelle dachte und es ihm schien, daß sie sich auf die Felsenkammer beziehen könne. Er wollte also den alten Kalender noch einmal gründlich studieren.

Das tat er sofort nach dem Mittagmahl.

Er brauchte nicht alles zu lesen, was Veit Pointner geschrieben hatte.

Er wußte schon beiläufig, wo das stand, was er noch einmal lesen wollte, und er fand bald die betreffende Stelle.

Da stand: „18. August 1865.

Heute ist mein Vater, Christoph Pointner, ums Gebetsläuten herum gestorben. Der Schlag hat ihn schon um Pfingsten einmal gestreift und ihm das Neden schwer gemacht. Und aus dem Bett hat er auch nit mehr können. Vexten Freitag, zwei Tag, ehevor er gestorben ist, hat's ihn gewürgt, mir was zu sagen. Er hat die recht'n Wort' nit g'sund'n. Hat immer nur gesagt: „Ed, Ed, drunter, drunter“ und „Rauchkammer“. Ich hab' nit g'wußt, was er will. Heut' weiß ich's. Gestern hab'n wir ihn begraben, und vor einer Stund' war ich unten. Hätt' nit zu reden brauchen, der Vater. Ist ja leer und hat heut' keinen Wert mehr.“

Das war die Stelle, welche Heinz beim erstmaligen Besen gleichgültig gelassen und deren er sich heute erinnert hatte.

Und als er sie heute gelesen, tat er, was Veit Pointner getan, dessen Sprechvermögen gestört war, sagte auch er mehrmals die Worte, die der Sterbende mühsam gefunden, die Worte: „Ed, drunter“ und „Rauchkammer“.

Und schließlich schüttelte er den Kopf und sagte laut: „Unter der Rauchkammer liegt doch die Felsenkammer, in der ich heute war, nicht?“

Und diese Feststellung regte ihn merklich an. Er war ein bißchen romantisch veranlagt, und deshalb freute es ihn, daß es noch etwas zu entdecken gab, daß er bis jetzt erst in der Vorkammer des eigentlichen Versteckes gewesen war.

Die Rauchkammer, in der auch jetzt, von der Söllinger betreut, etliche Schinken und Speckseiten selchten, befand sich an jener Ecke des Hauses, die der Traun am nächsten lag. Ganz nahe dieser Ecke lag auch der Keller, von dem aus Heinz in die heimliche Felsenkammer hinuntergestiegen war.

Seit er noch einmal die letzten Worte des Christoph Pointner gelesen, dachte Thorn an die teilweise „trockene“ Mauer, welche die eine, und zwar eben die flußseitig gelegene Wand der Felsenkammer bildete.

Falls sich hinter ihr ein Raum befand, lag dieser genau unter der Rauchkammer. Am Nachmittag war Thorn am Beginn dieser Nachforschung. Er befand sich wieder in der Felsenkammer, hatte auch schon die Doppelleiter dahin geschafft und schaute sich soeben noch einmal in dem kleinen Raum um.

Wieder leuchtete er die zyklopische Mauer ab, welche aus großen Bruchsteinen aufgeführt war. Kein Mörtel verband diese. Nur da und dort hatten geschickte Hände kleineres Gestein wie Keile in die Fugen und Lücken getrieben, wie Keile, die nicht trennen, sondern fester verbinden sollten.

Sie hatten jahrhundertlang ihre Aufgabe erfüllt, saßen bis auf wenige, die zerbröckelt waren, fest auf ihrem Platz. Ein ziemlich großer Block aber war aus der Mauer gefallen. Ganz oben, an der Decke, zeigte sich die Stelle, an der er geissen war.

Auf dieser Lücke hasteten jetzt Thorns Augen.

Von ihr aus wollte er die Untersuchung dieser Mauer, durch die ganz bestimmt keine Tür führte, beginnen, denn nur von dort aus war sie für ihn angreifbar.

Er schnallte sich die elektrische Lampe vor die Brust, nahm den Meißel und die Hacke, die er mit heruntergebracht hatte, an sich und erstieg die Doppelleiter.

Sie hatte in Mannshöhe ein Querbrett, darauf es sich sicher stehen und arbeiten ließ. Und auf eine tüchtige Arbeit machte sich Thorn gefaßt.

Er griff in das Mauerloch, zu welchem seine Augen nimmermehr hinanreichten, und fühlte an der Rückseite einen großen Stein, auf den er, um die Festigkeit seines Sitzens zu prüfen, mit der Hacke einen Stoß ausführte, weil zu einem Dieb kein Raum da war.

Der Stein rührte sich. Wieder stieß Thorn zu, und dann tat er einen tiefen Atemzug.

Der Stein war gefallen, nach der andern Seite der Mauer gefallen.

Es gab also dahinter einen freien Raum, der hatte auch einen so harten Felsboden wie derjenige, in welchem Thorn sich befand.

Der stürzende Block hatte, unten angekommen, einen argen Lärm gemacht.

Sehr angeregt arbeitete der junge Mann weiter. Mit dem Meißel und der Hacke mit mehr oder weniger Mühe einen Steinblock nach dem andern aus dem äußeren Mauergefüge lösend, hatte er bald eine ziemlich große Nische vor sich, in die das Licht an seiner Brust hineinleuchtete, so daß er schon ganz bequem an die Entfernung der hinteren Steinblöcke gehen konnte.

Diese waren merkwürdig lose eingefügt.

Thorn schüttelte verwundert den Kopf, und nachdem er abermals einen der Steine in das Dunkel hinuntergestoßen hatte, das ihm entgegenstarrte, hielt er plötzlich den Atem an.

Der fallende Stein hatte zweifellos Metall gestreift und Glas zerbrochen.

Es gab also da drinnen etwas, das man verborgen hatte! Das Klirren und Zersplittern hatte Thorn rasch davon überzeugt, daß das eigentliche Versteck der Pointner hinter dieser zyklopischen Mauer lag.

Seine Spannung stieg und auch seine Verwunderung.

War er da nicht einem Doppelgeheimnis auf der Spur?

Die Luft, die ihm entgegenschlug, war so rein, so frisch.

Und er hörte den Fluß rauschen. Ganz deutlich hörte er das Anschlagen der Wellen an das beim Pointner-Hofe sehr hohe felsige Ufer.

Wieder atmete er tiefer, und seine Wangen röteten sich vor Eifer und Erwartung, und in seine jungen Augen kam ein Glänzen.

Und von jetzt an arbeitete er sehr vorsichtig und achtete genau darauf, daß keiner der Steinblöcke mehr nach hinten fiel.

Und dabei dachte er an die Vorsicht der Erbauer dieses Edelsitzes, die den einen Zugang zu ihrem Versteck so witzig am oberen Ende dieser Mauer angelegt und — das nahm er nun schon als ganz sicher an — auch einen Ausgang ins Freie damit verbunden hatten.

Vorsichtig schob er nun Steinblock um Steinblock zu sich heran und ließ sie diesseits der Mauer zu Boden fallen. Er hatte reichlich eine halbe Stunde gearbeitet, bis eine so große Lücke geschaffen war, daß er sich auf den Mauerrand schwingen und in den andern Raum hinunterschauen konnte. Der Strahl an seiner Brust erfüllte diesen mit grellem Licht.

Eine ganze Weile starrte Thorn hinunter, dann glitt er von seinem Sitz und stieg langsam von der Leiter. — —

* * *

Die beiden Frauen standen im Flur vor einem Waschtrog und hatten die Arme bis zum Ellbogen im knisternden Seifenschaum. Sie redeten vom Gugelhupf, den heute die Katharin auf den Tausentisch bringen wollte.

„Schön ist er gegangen,“ berichtete sie. „Das Becken ist ganz voll. In einer Viertelstunde ist er fertig. Und extra viel Zibeben hab' ich... Um Gottes willen, Herr Heinz, was haben Sie denn? Sie sind ja ganz weiß, und ich meine gar, Sie zittern.“

Das schrie die Katharin, die zufällig einen Blick zum Keller hin getan hatte, an dessen Ausgang Thorn soeben sichtbar wurde.

Er schien sie nicht zu hören. Jedenfalls antwortete er nicht, sah nicht einmal zu den erschrockenen Frauen hin, sondern ging die Holzstiege hinauf. Sonst hörte man kaum seinen leichten Schritt. Jetzt knarrte jede Stufe unter seinen Sohlen.

Er ging wie einer, der mühsam die Füße hebt und der Blei in den Gliedern hat. Langsam, ganz langsam ging er hinauf und tappte sich an dem Geländer fort.

Entsetzt schauten ihm die Frauen nach, und als sich die Tür von des Professors Arbeitszimmer hinter ihm geschlossen hatte, blickten sie schein zum Eingang des Kellers hinüber, und die Söllinger flüsterte: „Katharin, ich hab's Ihnen schon einige Male gesagt: In dem Haus ist's nit richtig. Denken Sie an das Seufzen und Wischen an der Wand dort drinnen und an das Duscheln vorm Küchenfenster. Und Herr Heinz — hat jetzt etwas Schreckliches gesehen. So bleich — so bleich ist er gewesen!“

„Ich weiß es auch schon, daß es unheimlich ist,“ sagte die Katharin und schaute dabei mit ihren trüben Augen zu der Kellertür.

„Wer ist's?“ fragte der Professor unwillig, als die Tür hinter ihm sich öffnete. „Kann man denn keine Ruhe haben?“

Er saß an seinem Schreibtisch und hatte gerade die Feder in das Tintenfaß getaucht.

„Ich bin's, Oheim,“ antwortete Thorn. Da wendete sich Brenner ihm zu.

„Was ist es denn mit deiner Stimme? So wie siehst du denn aus? Ist etwas geschehen? Heinz, mein Heinz! Bist du krank?“

Der alte Herr stand schon neben seinem Liebling und schaute ihm voll Sorge in das blasse Gesicht.

Heinz setzte sich auf den nächsten Stuhl.

„Oheim,“ sagte er mit trockener Stimme, „ja, es ist etwas geschehen, vor langer Zeit. Man nennt den Pointner-Hof hier ringsum das Mordhaus.“

„Das Mordhaus?“

Der alte Herr starrte ihn an.

„Ja, Oheim, und man nennt ihn mit Recht so, aber es sollte wohl heißen: das Haus des Doppelmordes.“

„Heinz, weißt du, was du redest?“

Auch Brenners Stimme war jetzt anders als sonst, war rauh und heiser, und sein Gesicht hatte nicht mehr Farbe als das seines Neffen.

Dieser nickte.

„Mache dich bereit, das schreckliche Geheimnis dieses Hauses auch in Augenschein zu nehmen,“ sagte er. „Ich habe es heute aufgedeckt.“

Ganz verwirrt folgte der Professor seinem Neffen.

Die beiden Frauen standen nicht mehr am Trog; die hatten sich in die Küche geflüchtet, von deren offener Thür aus sie bekümmert den Herren nachschauten, die in den Keller gingen.

Brenner stellte keine Fragen.

Er zeigte auch keine Verwunderung über den Weg, den ihn sein Neffe führte.

Das Schreckliche, das am Ende dieses Weges ihn erwartete, lähmte ihm die Zunge.

Mit zitternden Beinen stieg er die eine Leiter hinunter und die andre hinauf und leuchtete mit zitternder Hand in die dunkle Tiefe hinunter, in die auch er lange starrte.

Als er sich wieder Heinz zuwendete, sagte er nur: „Entsetzlich, entsetzlich!“, und er sah erbarmenswerth elend dabei aus.

Mühsamer noch, als ihm der Weg in die Tiefe gewesen, wurde ihm der ins Tageslicht hinauf, denn das Grausen über das, was er gesehen, schüttelte ihn.

„Der Herr Professor braucht Luft. Schaffen Sie einen Sessel heraus,“ sagte Heinz zur Söllinger, die, als sie aus dem Keller kamen, auf der Küchenschwelle stand. Heinz war jetzt schon recht gefaßt.

Die Katharin aber, die doch noch gar nichts wußte, die saß wie ein Häufchen Unglück neben dem Herd und drückte ihren Rücken an dessen warme Wand, weil es ihr wieder und wieder eiskalt durch den Leib rieselte. Der Guggelhupf befand sich schon auf der Schüssel; seiner hatte sich vorhin die Söllinger

angenommen, welche fand, daß er deswegen nicht unkommen solle, weil das nun sicherlich an den Tag gekommen war, was den Pointner-Hof so unheimlich machte.

Während der Professor noch immer blaß, aber auch schon ruhig geworden im Schein der lieben Sonne saß, die heute ganz wider Erwarten, das herbstliche Land mit ihrer köstlichen Wärme segnete, raste Thorn auf seinem Rad nach Leiten, gab ein Telegramm an den Oberlehrer Anton Pointner auf, sprach bei der Gendarmerie und im Gemeindeamt vor und kehrte dann viel weniger eilig, weil oft in Nachdenken versinkend, zu dem Hause zurück, das — jetzt wußte er es — mit Recht in der ganzen Gegend für unheimlich galt.

Es vergingen danach stille, qualvolle, lange Stunden für die vier Bewohner des Pointner-Hofes.

Die zwei Frauen wußten nun auch schon, was das war, das Thorn entdeckt hatte. Zu Anfang war die Katharin vor Grauen fast verrückt gewesen, aber das Zureden der Söllinger hatte seine gute Wirkung gehabt.

„Jetzt ist es mir völlig leicht ums Herz,“ hatte diese der wackeren Wirtschaftlerin beim Abwaschen gesagt. „Jetzt fürchte ich mich nicht mehr, allein hier zu bleiben, denn jetzt wird es hier ruhig werden. Wer sollte denn auch im Haus rumoren, wenn die zwei endlich in der geweihten Erde liegen werden?“

Das leuchtete der Katharin ein, und so wurde auch sie ruhiger.

Nur der heutige Tag sollte schon überstanden sein, das war ihr sehnlicher Wunsch.

Und es war nicht nur der ihrige.

Ganz früh am nächsten Tage traf eine Gerichtskommission und mit ihr der Oberlehrer Anton Pointner im Pointner-Hof ein.

Sie traf am Tor mit Heinz zusammen, der von einer kleinen Klettertour an dem Felsufer der Traun soeben zurückgekehrt war.

Er war auch schon gestern, gleich nach seiner Rückkunft von Leiten, an dem Fluß gewesen und hatte da an einer ganz bestimmten Stelle Nachschau gehalten.

Ganz nahe dieser steil abfallenden Uferstelle erhob sich das Haus der Pointner. Es war von ihr nur durch einen ebenen, mit Sträuchern bestandenen Erdstreifen und durch die Straße getrennt.

Die Herren von der Kommission waren ein wenig verwundert über sein Aussehen, das, wie schon am gestrigen Tage, dem eines Maurers gleich.

Sein Rock war jetzt zudem auch überjät mit Holzteilchen. Die Säge in seiner Hand sagte, wie er zu diesen gekommen war.

Die Kommission hatte einen Maurer von Beruf mitgebracht. Eine Viertelstunde nach ihrem Eintreffen war dieser schon dabei, Thorns Werk im Keller zu vollenden. Aber es verging mehr als eine Stunde, bis der geübte Mann einen schmalen Durchgang in der Mauer geschaffen hatte. Als erster betrat Anton Pointner das seltsame Versteck.

Er hatte, bleich bis in die fest zusammengepreßten Lippen und fast regungslos, dem Tun des Maurers zusehen.

Und nur einmal hatte er in dieser düsteren Stunde geredet.

Das war geschehen, als der Professor, der neben ihm stand, die Hand auf seinen Arm legte und teilnahmsvoll sagte: „Wie traurig ist es für Sie, daß Sie in solcher Art noch einmal an Ihren unglücklichen Vater erinnert werden.“

„An meinen Vater?“

Das klang unsäglich bitter, und das Wort „Vater“ hatte der Oberlehrer merkwürdig stark betont. Brenner sah ihn betroffen an.

„Ja, glauben Sie nicht, daß wir da drinnen die leiblichen Reste des so lang verschollen Gewesenen finden werden?“ fragte der alte Herr, und der Oberlehrer antwortete, die Lippen krümmend:

„Ich glaube, daß wir Boit Pointner finden werden.“

Darauffin schwiegen die beiden, und einige Minuten danach ging Anton Pointner, eine Fackel vor sich haltend, durch die schmale Pforte.

Heinz, der die kurzen Wechselreden gehört hatte, folgte ihm zunächst. Ein Lächeln, das scheinbar nicht zur Situation paßte, umspielte seinen Mund, während er dachte: „Das habe ich angenommen.“

Als sie alle, jeder mit einer Leuchte versehen, in der zweiten Felsenkammer standen, war es so hell in dieser, daß einem nichts darin entgehen konnte. Es war Schreckliches und es war Merkwürdiges darin zu sehen: der bleiche Totenschädel eines Weibes, den halbaufgegangene, dicke blonde Zöpfe und zwei Reihen blitzender weißer Zähne schrecklich zierten, schaute die Männer lachend an.

Einer von ihnen hatte einen gellenden Schrei ausgestoßen, und die Fackel war seiner Hand entfallen. Dieser eine lehnte jetzt wild schluchzend an der Brust Thorns.

„Meine Mutter, meine arme Mutter!“ kam es stoßweise aus des Oberlehrers leuchtender Brust, während er sich wieder

aufrichtete und, die Hände ineinander pressend, auf die in reiche häuerliche Tracht gekleidete, so lang schon Tote niederblickte.

Sie mußte unter Qualen gestorben sein, denn ihre Finger waren wie Hilfe suchend steif ausgestreckt, ihre Kiefer weit geöffnet.

Schrecklich wirkte auf ihre Beschauer die vielfache Perlenkette, die um die Halswirbel hing, und die blitzenden Ringe, die an den Knochenfingern saßen.

Aber es blitzte auch noch anderes im Scheine der Lichter auf. Aus jener Ecke, die den Ueberresten der Frau am fernsten war, blitzte es grün her.

Das kam auch vom Stein eines Ringes, der an einer Knochenhand saß. Es war die Hand eines Mannes, die jetzt noch einen Revolver umklammerte. Der Mann mußte zu Lebzeiten auf Ansehnlichkeit etwas gehalten haben, denn außer seinem Ehering trug er jenen auffallenden anderen Ring und eine ebenfalls auffallende, schön gearbeitete Uhrkette mit einem ganzen Bündel von Anhängern. Er hatte sich, ehe er den Schuß gegen seine rechte Schläfe abgab, in jene Ecke gedrückt und saß noch jetzt ganz aufrecht da.

Der bleiche Schädel war noch mit kurzem, hellem Haar bedeckt und auch sein längst fleischloser Mund lächelte gräßlich; gar so gräßlich schien dieses lautlose Lachen wohl nur im Verein mit dem kleinen runden Loch in der Schläfe.

„Ja, das ist der Beit Pointner,“ sagte der, welcher seinen Namen trug, und Leid und Grimm schauten aus seinen dunklen Augen. Die Reste dieser beiden Menschen, deren einer ebenso zweifellos ein Mörder als auch ein Selbstmörder war, bildeten das Schreckliche in diesem unterirdischen Raum, in dem von einem finsternen Gange her die frische Luft kam und in welchem man das Rauschen des Flusses ganz deutlich hörte.

Das Merkwürdige, das es in ihm gab, waren etliche Säcke und Säckchen Segelleinwand, die sich als mit Gold- und Silbermünzen und mit Schmuckstücken gefüllt erwiesen, und eine große, verschlossene, vollgefüllte Reisetasche aus festem Leder. All dies lag verstreut umher, und an einer der Wände lehnten zwei Leitern.

Dicht neben Beit Pointner lag die Laterne, deren Glas und deren metallene Bestandteile jener Steinbrocken getroffen hatte, dessen Fall Thorn am Morgen die erste Kunde davon gab, daß hier das Geheimnis des Pointner-Hofes wohne, dieses Geheimnis, das seit vielen Jahren so vieler Menschen Gedanken beschäftigte und das in der Gestalt des toten Pointner ja wirklich in dem Winkel da drüben lauerte.

Aber noch eines gab es in diesem Felsenkeller, darauf die Augen aller derer, die jetzt in ihm weilten, schließlich mit dem Ausdruck des größten Interesses haften blieben.

Dieses eine war ein weithalsiges, farbloses Glasgefäß, auf dessen Oeffnung ein ziemlich schwerer Stein lag. In diesem Gefäß befand sich ein zusammengerolltes Papier. Zweifellos enthielt es ein Bekenntnis, eine Aufklärung über all die seltsamen und schauerlichen einstigen Vorgänge im Pointner-Hof. Es mußte dem, dessen Gerippe dort im Winkel saß und dessen Gewand, ebenso wie dasjenige seines Weibes, vielfach von unterirdisch hausenden Nagern gelitten hatte, sehr daran gelegen gewesen sein, irgend einmal in seinen Handlungen von irgendwelchen Menschen richtig verstanden zu werden, sonst hätte er dieses Papier nicht so sicher verwahrt.

Während das Protokoll über all das Entdeckte aufgenommen wurde, war der Maurer in dem dunklen Gang damit beschäftigt, die ihn verschließende mächtige Steinplatte, an welcher von außen her schon Thorn gearbeitet hatte, vollends zu zertrümmern und so den Weg zum Licht frei zu machen.

Auf diesem Weg gingen die Herren schließlich aus der Felsenkammer.

Was sie an Gold und Schmuck enthalten hatte sowie das Gefäß mit der Schrift nahmen sie selbstverständlich mit. Noch jetzt verbarg der eine Stamm der Erle, dessen Zwilling Thorn gefällt hatte, als er sicher war, den Ausschluß gefunden zu haben, diesen zur Hälfte mit seinem reichen Laub.

Ein bißchen mühsam erkletterten die älteren Mitglieder der Kommission die steile Wand des Uferfelsens. Sie kamen recht erhibt oben an. Nur einer fröstelte noch immer und war noch immer bleich. Das war der Anton Pointner. Thorn mußte ihm beim Aufstieg behilflich sein, denn mehr als einmal strauchelte der furchtbar erregte Mann. Die Auffindung des Vermögens, das ihm so lange vorenthalten geblieben war, hatte nicht den geringsten Freudenschimmer in seinen Augen erzeugt; hohnvoll und bitter hatte er gelächelt, als der Bürgermeister, ihm zunickehend, die Bemerkung machte, daß er nun ein reicher Mann sei.

Und als Heinz während des Hinaufklimmens einmal in sein schmales, dunkles Gesicht und in seine braunen Augen schaute, aus denen eine große Qual sprach, mußte er wieder denken, was er schon des öfteren gedacht, seit er die Bilder des Pointners und vorher im Leben den Oberlehrer gesehen hatte, mußte denken: „Nein, der ist kein Pointner, und er selber weiß das schon seit langem.“

Ein wenig später führte der Professor den noch ganz erschütterten Anton Pointner in das Haus derer, deren Namen der bleiche Mann trug.

In der trauten Erkerstube saßen sie dann alle um den wichtigen Tisch, von dessen Platte Katharin alle Bücher und Bildermappen, deren Inhalt Brenner studierte, hatte wegräumen müssen und auf der jetzt starbige Beutel lagen, die Gold und Silber und edlen Schmuck umschlossen.

Zwischen ihnen lag ein altes, grünes Hütel, das ein Gemäht zierte und welches dormalen als Schmuckschale diente.

Der Arzt hatte früher unten fachte die Ringe von den Knochenfingern der beiden gezogen, die nun schon fast seit einem Menschenalter in der Felsenkammer da unten ruhten. Die Uhrkette war ihm ohne Mühe in die Hand gekommen, denn der Stoff, in welchem sie eingehakt gewesen, der war längst Zunder geworden. Um die Kropfperlen der Pointnerin hatte er sich schon mehr Mühe geben müssen, deren Schloß hatte sich immer wieder in den klapperigen Wirbeln verfangen.

All das, was die zwei Unseligen noch in ihrer Todesstunde schmückte, das glänzte und flimmerte jetzt aus der Tiefe des Bodenhitels, das dem Gemeindefschreiber gehörte.

Die lederne Reisetasche, die die Pointnerin auf ihrer Flucht hätte begleiten sollen, die stand auf einem nahen Stuhl, das Wichtigste aber, das Glasgefäß mit dem Schriftstück, das seit Pointner hinterlassen hatte, das befand sich vor dem Plaze des Gerichtsbeamten, der der ersten Tafelrunde präsiidierte.

Zu seiner Rechten saß Anton Pointner. Es schien, als sei er nur körperlich da, als sei seine Seele in jener weiten Ferne, in die seine Augen starrten.

Der Mann mußte ganz erfüllt von Qual sein. Sein Gesicht war wie versteinert, und hätten nicht zuweilen seine Hände gezuckt, die er vor sich auf dem Tische liegen hatte, man hätte ihn für verstorben halten können.

Erst nach einer kurzen Anrede, als der Beamte das so sorgfältig behütete Schriftstück aus dem Gefäß nahm und es behutsam aufrollte, wandten sich des Oberlehrers Augen dem vergilbten Papier sehen zu.

Und ein schwerer Atemzug löste sich aus seiner Brust, als der Beamte zu lesen anhub.

„Mit kann ich beginnen: „In Gottes Namen!“, denn dort, wo Haß ist, kann der Herrgott nit sein. Und in Haß wird geschehen, was ich vorhabe, und in wildem Grimm ist geschehen, was ich hab' tun müssen und was mir jetzt das Herz

abdruckt. Ein Mörder ist der letzte Pointner: ist ein Mörder geworden, weil die letzte Pointnerin ein ehrloses Weib war.

Blind war ich lang. Mit gemerkt hab' ich's, daß mein Knecht Sebastian Sommereiner und mein Weib Liebsteut gewesen sein. Ein Jubel war in mir, wie sie einen Buben kriegt hat, und der war doch nit mein Bub. Weiß jetzt wohl, warum sie ihn gar so gezärtelt hat und warum ich, je größer das Bübl worden ist, ihn nit recht leiden hab' mögen.

Langsam sind mir die Augen aufgegangen. Wußt endlich, warum der Bastl ein gar so guter Knecht war. Hat nit fortgeschickt werden wollen von dem Hof, der einmal seinem Buben gehören sollt.

Hab' ihn endlich davongejagt, nachdem mein Hochmut ganz klein worden ist, weil ich's nit ansehen hab' müssen, daß meinem Weib der Knecht lieber war als der Bauer.

Hab' die zwei schon lang nit gut behandelt, und begreif es jetzt, daß mein Weib dem Bastl nachfolgen hat wollen.

Damals, wie sie nachts mit der Reisetasche fortschleichen hat wollen, hab' ich's nit begriffen, hat's mein Stolz nit gelitten, der Mann von einem Weib zu sein, das ihm durchgegangen ist.

In der Unglücksstund bin ich ein Mörder worden.

Gerauft hab' ich mit ihr und hab' sie gewürgt. Schlimm ist's, wenn einer im Zorn nit weiß, was er tut. In derselbigen Nacht hab' ich sie in den Keller gestürzt. Hab' danach niemals mehr ordentlich geschlafen, bin ein siecher Mann worden und war jetzt doch einer, dem 's Weib durchgegangen ist, denn das haben die Leut' geglaubt. Den Anton Pointner hab' ich mir auch danach fern gehalten. Immer aber hab' ich mich in den elenden Nächten fragen müssen: „Ist er nit etwa doch dein Sohn?“ Und einmal, er war schon mehr Mann als Bub, hab' ich ihn heimggerufen. Da hat der erste Blick auf ihn entschieden. Nein, der war nit mein Sohn, der war ein richtiger Sommereiner.“

Ein tiefer Seufzer unterbrach an dieser Stelle den Leser.

Alle schauten auf Anton Pointner, der, brennendes Rot auf den Wangen, mit niedergeschlagenen Augen und einem wehen Lächeln dasaß.

Jetzt hob er den Blick.

„Bitte, lesen Sie weiter,“ sagte er traurig lächelnd und setzte dann bitteren Tones hinzu: „Sie merken es wohl alle, daß mich die letztgelesenen Worte nicht überraschten. Ich ahnte längst diese Tatsache, aber ich hätte ihre Wichtigkeit niemand, nicht einmal den Meinigen, zugegeben — meiner Mutter wegen,“ schloß er leise, und wieder brannten seine Wangen.

Verwundert schaute er auf. Thorns Hand hatte sich auf seinen Arm gelegt, und des jungen Mannes Augen ruhten nun mit liebem Ausdruck in den seinen.

„Gerade Ihr Feingefühl hat es mir gesagt, daß Sie nicht der Sohn Veit Pointners sind,“ sagte dieser darauf.

„Was wissen Sie von mir und meinem Feingefühl? Sie kennen mich ja gar nicht.“

„Ein wenig doch, Herr Oberlehrer.“

„Ich weiß nur, seit gestern erst, daß Sie bei meiner Frau waren.“

„Die mir schilderte, wie Sie diesem Hause immer fern geblieben sind, wie Sie nichts von all dem Schönen, das es enthielt, haben wollten.“

„Daraus schließen Sie . . . ?“

„Das Richtige; dachte es mir schon, noch ehe ich auf der Straße unten Sie und später die Photographien Ihrer Eltern gesehen hatte. Und ich glaube, daß auch Ihre Frau annimmt, daß edler Stolz Sie hinderte, aus der Erbschaft nach Veit Pointner den richtigen Nutzen zu ziehen.“

„Schon möglich,“ sagte der Oberlehrer. Sie hat sich da jedenfalls feinfühlig gezeigt. Aber, bitte,“ wandte er sich an den Beamten, „bitte, fertigzulesen.“

Und der Herr vom Gericht las weiter: „Und das hat auch der Martin Ebetsberger, mein Altknecht, gemerkt, sonst hätte er nit zu mir gesagt: „Bauer, den Anton behaltet daheim. Er soll keinen daran erinnern, daß der Bastl Sommereiner einmal ein Pointner-Knecht gewesen ist.“ Das hat der Martin gesagt, und da hab' ich es erst recht gewußt, daß ich zum Gespött werden müßt', wenn die Hiesigen den Anton sehen täten. Es hat ihn keiner außerhalb des Hofes zu Gesicht gekriegt. Die paar jüngeren Dienstleute, die ich noch gehalten hab', waren noch nit im Haus und in der Gemeinde gewesen zur Zeit des Bastl, die haben also meine Schand nit weitertragen können, und der Martin war treu. Ich mein', der hat alles gewußt. Ist ja auch auf einmal alt und still geworden, nachdem mein Weib nimmer da war. Hat aber nie ein Wort über die Sach' geredet, und ich glaub', er wird das Geld nit mögen, das ich ihm unter den Polster legen werde, ehe ich mit mir selber ein Ende mache. Der Anton Pointner aber wird von meinem Geld nichts haben. Dem Sommereiner seiner soll nit schwelgen im Geld, das von einem Pointner kommt. Ich sorg' dafür, daß ich für verschollen gelt und daß auch keiner früher das Geld findet, als bis das Haus zum Einweißen reif ist, und das erlebt der Anton nit.“

Verloren ist mein Geld trotzdem nit; dafür hab' ich gesorgt. Mag es den glücklich machen, der es einmal finden wird.

Der Anton aber soll, so will es mein Stolz, auch fernerhin als mein Sohn gelten.

Was meine Schuld ist, die hab' ich bitter gebüßt seit der Stund', in der mein Weib ihr Leben verloren hat unter meinen Händen. Alt vor der Zeit, krank an Leib und Seele sterbe ich, der letzte Pointner, gern. Der Herrgott soll wenigstens meiner Seele gnädig sein."

Der Beamte schwieg nun eine Weile.

Es war ganz still in der lieben alten Stube, so still, daß man das schwere Atemholen des kranken Mannes hören konnte, dem heute der Grimm und das Leid eines längst Toten so rauh am Herzen gezerzt hatte.

Anton Pointners schmales Gesicht wandte sich jetzt wieder dem Vorleser zu, und während er sich steif emporrichtete, sagte er:

"Wir sind jetzt hoffentlich fertig?"

Der Beamte schüttelte den Kopf.

"Noch nicht, Herr Oberlehrer. Es ist da noch eine Nachschrift. Sie ist mit Bleistift geschrieben, jedenfalls in den letzten Minuten, die Zeit Pointners freiwilligem Sterben vorausgegangen sind. Diese Nachricht lautet: „Heute, am Allerseelentage 1877, geschieht es. Keiner als Martin weiß, wo ich bin. Er schweigt, der Treue. Die Mauerlücke habe ich wieder ausgefüllt.

Neben meinem Weib werde ich endlich zur Ruhe kommen.

Fast tut's mir leid, daß ein Unschuldiger, der Anton, auch büßt, aber jetzt ist es zu spät. Ich kann nix mehr ändern.

Weit Pointner."

Der Beamte legte das Schriftstück aus der Hand.

"Sie wissen jetzt, Herr Oberlehrer," sagte er voll Herzlichkeit, "daß Weit Pointners letzter Gedanke Ihnen gehörte und daß fast ganz sicher nur die Erwägung, daß das Gebäude seines Stolzes, das er so mühsam aufgeführt hat, zusammenstürzen würde, wollte er wieder ans Tageslicht steigen, ihn..."

"Oh — ich begreife all sein Tun," unterbrach ihn Anton Pointner mit zuckendem Munde; dann horchte er auf und erhob sich langsam und trat auf den Söller hinaus.

Die in der Stube nickten einander zu und redeten leise miteinander darüber, wie das tiefe Gemüt des Mannes dort draußen ihn daran hinderte, sich über das große Erbe zu freuen, das ihm heute zugefallen war.

Nein, es war keine Spur von Freude oder Genugtuung im Wesen Anton Pointners, der jetzt im Söller lehnte und mit todtraurigen Augen auf die Straße hinuntersah, die an der Trauer entlang lief und auf der jetzt zwei Leiterwagen hielten, von denen mehrere Männer zwei Särge hoben und auf dem

Kletterpfad an der Uferwand hinabtrugen. Der Gendarmeriewachtmeister, dessen Helmspitze aufgeblitzt hatte, war mit ihnen in die Felsenkammer gegangen.

Es dauerte wohl eine halbe Stunde, bis sie alle wieder zum Vorschein kamen. Diese ganze Zeit über stand Anton Pointner regungslos im Söller oben und starrte, bitterer Gedanken voll, in die Tiefe.

Drinne aber nahm die Kommission sorgfältig die klingende und blitzende Hinterlassenschaft Zeit Pointners auf und barg sie in eine Reisetasche, welche der Professor zur Verfügung gestellt hatte. Nur Heinz war zu dem erschütterten Mann hinausgetreten, als von unten her die markigen Anordnungen des Wachtmeisters hörbar wurden. Er redete nichts, er legte nur seine warme Hand auf die eisig kalte Pointners, und da schaute dieser ihn dankbar mit seinen leidvollen Augen an.

„Ihnen dankt es meine unglückliche Mutter, daß ihre irdischen Reste von jetzt ab an einem weihedollen Ort ruhen werden,“ sagte er bewegt.

„Auch Zeit Pointner wird unter einem kreuzgeschmückten Hügel gebettet sein,“ erwiderte Thorn bedeutungsvoll. „Sie, das weiß ich, Sie gönnen es ihm.“

„Ja, ich gönne es ihm, denn ich, wiewohl ganz anders geartet als er, begreife ihn. Er hat schwer gelitten, ehe er schuldig wurde, und schwer gelitten bis zu seinem letzten Atemzug.“

Das sagte Pointner, der wohl ein sanfter und stiller Mann, aber kein Schwächling war.

Mit brennenden Augen schaute er dabei auf die Fuhrwerke nieder, welche soeben mit den Särgen zum Dorfe fuhren.

Als sie seinen Augen entschwunden waren, wandte er sich in die Stube zurück.

Dort machte sich die Kommission schon zum Aufbruch bereit, und so griff auch er nach Ueberrock und Hut. Aber der Professor lud ihn so herzlich zu Gaste, daß er sichtlich gern blieb.

Bald danach waren die drei Herren allein.

Katharinens Gugelhupf kam aber erst am nächsten Morgen beim Frühstück zu Ehren.

Am Abend des Tages, an welchem im Pointner-Hof so Großes geschehen war, gab es daselbst nur ein improvisiertes Mahl, das die Söllinger fast allein hatte zusammenstellen müssen.

Die Nerven der drallen Wirtschafterin hatten diesmal doch versagt.

Die Söllinger bediente also die Herren und mußte ihnen von Martin Ebetsberger erzählen, was sie durch die bäuerlichen Nachbarn über ihn gehört hatte.

Schon seitdem die schöne Pointnerin ihrem Manne durchgegangen war, welche Tatsache, da die Pointnerin nie mehr gesehen wurde, allgemein geglaubt wurde, war der alte Knecht, gerade so wie sein Herr, ein anderer geworden, noch schweigsamer, noch menschencheuer und ganz elend. So nahm auch er sich die Schande, die den Hof getroffen, zu Herzen! Und äußerlich ganz verfallen wurde er, als auch sein Bauer verschwand.

Aber er überlebte ihn um viele Jahre, lebte überaus bescheiden in dem kleinen Hause als Wächter des großen, und war sehr, sehr fromm geworden.

Gar zu Allerseelen trieb es ihn in das Gotteshaus zu Zeiten, wo er immer eine lange, dicke Kerze opferte. Aber eine noch viel längere und viel dickere opferte er in der Gmundner Kapuzinerkirche. Eine Kerze von sicherlich zwei Pfund Wachs, die er vorher noch dazu weihen ließ. Und das Almosen, gute Silberstücke, das streute er nur so unter die Bettler aus, die am Rande des Kirchhofweges saßen.

Das alles hatte die Großmagd des Nachbarn der Söllinger mitgeteilt, die es nun den drei Herren wiedererzählte.

Sie hatte in ihnen sehr aufmerksame Zuhörer gefunden.

Sie begriff nicht, warum er alte, arme Martin, der vermutlich sein ganzes Leben lang niemals Aufmerksamkeit auf sich gezogen, die Herren gar so interessierte.

Ach ja! Er interessierte sie sogar in hohem Grade.

Treue, solche über Verbrechen und Tod hinausreichende Dienertreue, ist ja so überaus selten, daß ihre Träger warmen Gedächtnisses wohl wert sind.

Auch einen Antrag hatte der alte Herr seinem Gast am Schlusse dieses ereignisreichen Tages gemacht.

Als er Pointner in das Gastzimmer führte, sagte er mit aufrichtiger Wärme: „Lieber Herr Oberlehrer! Eines will ich Ihnen heute schon sagen: Wenn Sie dieses Haus, das ja doch die Heimat Ihrer Kindheit war, wieder zurückhaben wollen, so sagen Sie es mir ruhig. Zum selben Kaufpreis, für den ich es erstanden, steht es Ihnen . . .“

Pointner ließ ihn den Satz nicht zu Ende führen.

„Nein, Herr Professor, nie, nie will ich hier leben,“ sagte er leidenschaftlich erregt.

Brenner legte ihm die Hand auf den Arm.

„Nicht heute, in ein paar Wochen sollen Sie mir Ihr „Ja“ oder „Nein“ sagen. Für heute „Gute Nacht!“

Er schiebt seinen Gast in das Stübchen und drückt hinter ihm die Thür zu.

Nach ein paar Wochen wiederholte Anton Pointner noch einmal sein „Nein“, und es ist nicht zu leugnen, daß Professor Brenner darüber aufatmete, denn das Haus der Pointner war ihm schon unsäglich lieb geworden. Und er saß, als es schon schneite, noch immer an seinem Schreibtisch in der Söllerstube, und wenn der Wintersturm das steile Dach umbrauste und sich an den festen Mauern stieß, freute er sich der Behaglichkeit, die sie umschlossen.

Und wenn die Sonne vom blaßblauen Himmel auf das verschneite Land herunterlächte und Brenners gute, kluge Augen froh auf der weiten Winterherrlichkeit ruhten, segnete der alte Herr seinen Entschluß, der Stadt für immer fern zu bleiben.

Und nicht weniger wohl fühlte sich die Katharin, die längst wieder in ihrem Stübchen schlief und niemals mehr das Seufzen und das Wischen an den Wänden hörte, und nicht weniger wohl die Söllinger, die nun nimmermehr zur Einsamkeit und deren wirklicher und eingebildeter Pein verurteilt war.

Am jedem Dienstag und Samstag aber gab es ganz ungewohntes Leben im völlig verschneiten Pointner-Hofe, der auch sonst nicht mehr ein totes Haus genannt werden konnte.

Da fuhren regelmäßig, ums Dunkelwerden herum, zwei Schlitten in den Hof ein. Aus dem einen stieg der kaiserliche Förster, der aus seiner Waldklause herkam, und aus dem anderen schälten sich der Pfarrer und der Lehrer von Leiten.

Sie kamen zum Tarockspiel, und sie kamen, ihre Mühseligkeit bewies es, gern.

Und Heinz Thorn, dessen Initiative der Schatten gewichen war, der so viele Jahre über dem lieben Hause gelegen, der war, wenigstens im Geiste, oft darin und bei seinem guten alten Oheim; dafür zeugten die vielen Briefe, die er von seinem Amtsorte nach dem Pointner-Hofe schickte, und sein Eintreffen daselbst zu Weihnachten.

Aber auch Anton Pointner stellte sich des öfteren im Hause der Pointner ein, denn es gab für ihn derzeit so manches in der Gegend zu tun.

Im Leitner Friedhofe, fern der Stelle, an der knapp an der Kirchenmauer eine ganze Reihe von Gräbern lag, darin Angehörige des alten, angesehenen Geschlechtes der Pointner bestattet worden waren, hatte er dem letzten Pointner die Ruhestätte bereiten lassen. Dort erhoben sich jetzt zwei Grabhügel: dicht nebeneinander lagen sie, und ein uralter Solander-

baum breitete seine Nester über sie hin. Tief neigten sie sich über die zwei Gräber, denn im Sommer trugen sie die Last des dunkelgrünen Laubes und im Winter den schweren Schnee. Fast versteckt von ihnen war der breite, hohe Stein, in welchen die Worte gemeißelt waren:

„Zeit und Cäcilie Pointner“

und darunter stand:

„Die Gnade Gottes ist grenzenlos.“

Aber auch im Heimatdorfe des Sebastian Sommereiner, darin der einstige Pointner-Knecht zuletzt gelebt, hatte der Oberlehrer zu thun gehabt. Dort war er beim Pfarrer gewesen, hatte erfahren, daß das Grab, nach welchem er sich erkundigte, lang schon neu belegt sei, und hatte für des Sebastian Sommereiner Seelenheil eine ewige Messe gestiftet.

Das alles hatte ihn gemüthlich recht hergenommen, aber er war nun doch ruhig, ganz ruhig geworden.

Und das viele Geld, das nun doch ihm zugefallen war, kam nicht nur seiner Familie zugute, sondern auch manch anderen, die unter der Noth der Armut litten.

Wenn sein Schlitten in den Hof des Pointner-Gutes einfuhr, gab es nicht viel Aufsehens, denn man betrachtete den stillen Mann bald wie zum Hause gehörig, darin er sich jetzt erst wohl fühlte, zu diesem Hause, von dessen zwei weiblichen Bewohnern nun das Bangen gewichen war, seit das Geheimnis nimmer darin lauerte, von dem Dietrich Naunthaler gesungen hatte.

Die rätselvolle Statue.

„Wenn einer noch nicht einmal den Pinsel halten kann, weil die Krankheit ihm alle Kraft genommen hat, sperrt er sein Atelier zu und setzt sich in ein Gebirgsdorf, wo es gute Kost und keine Kunstgenossen noch andre Menschen gibt, mit denen man anstrengende Gespräche führen muß. Ruhe, Ruhe und noch einmal Ruhe, das ist, was Sie am notwendigsten brauchen.“

Das hatte der Doktor zu Heinz Korner, dem beliebten Porträtisten, gesagt, als er ihm die letzte Visite machte. Korner hatte einen schweren Typhus glücklich überstanden und befand sich schon auf dem Wege vollständiger Genesung.

Er befolgte recht gern den Rat seines Arztes, sperrte sein Atelier und seine hübsche Junggesellenwohnung ab und fuhr den Alpen zu.

Nach kurzem Suchen machte er in einem den Wolken nahen Tiroler Dörfchen halt, das, weil es bahntern war, keine weiteren Sommergäste hatte und ihm die ihm vorgeschriebene Geistesstille gewährte. Eine gemütliche Stube und vortreffliche Kost fand er im einzigen Gasthaus des Dorfes, über dessen weitem Einfahrtstor ein schmiedeeiserner Weiser, der weit auf den Kirchenplatz hinausreichte, einen vergoldeten Stern umschloß.

Im Sternwirtshaus war es gut sein. In die blitzblanken Fenster von Korners Stube schauten mit ewigem Eis bedeckte Berghäupter und tönte das Rauschen des Wildbaches, der hinter der Friedhofsumgebenen Kirche zu Tale ging. Das ernstschöne Bild der gewaltigen Natur fand eine freundliche Ergänzung durch das liebe, uralte Pfarrhaus, das mit seinem wohlgepflegten Garten dem Gasthose gegenüber lag und darin der junge Maler bald ein gerngesehener Gast des Pfarrers war.

Der schon bejahrte geistliche Herr mit seiner kernigen Art, seinem klugen Geist und seinem warmen Herzen war der denkbar beste Umgang für Korner. Und noch einer lebte im Pfarrhause, mit dem es sich gut reden ließ. Das war der alte Sakristan Sebald Finsterwalder, dessen Gesellschaft Korner rasch schätzen lernte.

So war also für sein geistiges und leibliches Wohlbefinden gesorgt, und auch seine schönheitsdurftigen Augen konnten sich in dem lieblichen, an alter Tiroler Architektur reichen Dorfe, dessen schönster Schmuck die uralte gotische Kirche war, laben.

Eine Hallenkirche war sie mit mächtig hohem Dache und köstlichen Einzelheiten in den Fialen, in den Wimpergen, Baldachinen und Laub- und Distelkapitälen, in Bündelpfeilern, Sterngewölben und Nischen.

Der Pfarrer hatte dem Maler gern die Erlaubnis gegeben, die alte Kirche von den Gräften bis zur Kreuzrose am Turme zu untersuchen, denn der hochwürdige Herr war nicht nur Priester, sondern auch Schätzer der Kunst, der alten Kunst und derer, die sie hüten und aus ihr lernen wollten, also derer, die man manchenmal mit Recht Künstler nennt.

Der Pfarrer wies den Sakristan an, dem Maler zu Diensten zu sein. Der Sakristan Sebaldus Finsterwalder war ein langer, hagerer Siebziger.

Hundert Furchen durchzogen sein braunledernes Gesicht, aus welchem klare, fröhliche blaue Augen schauten, die von buschigen weißen Brauen überdacht waren.

Der kraftvolle, aufrechte Greis machte fast den Eindruck, als habe sich ein Bierziger mit Schminke und Ruder um dreißig Jahre älter machen wollen.

Heinz Rorner und Sebald Finsterwalder wurden bald gute Kameraden.

Der junge Stadtherr und der alte Sakristan hatten viel Gemeinsames: Einfachheit und Bravheit, Herzensfrische und die Liebe zur Natur, das Verstehen oder wenigstens das Ahnen ihrer wunderbaren Geheimnisse und das feine Empfinden für ihre Stimmungen.

Der eine wie der andre konnte sich lange und schweigend in den Anblick der Höhen versenken, die da ringsum majestätisch bis zu den Wolken reichten, auf denen die ersten und die letzten Strahlen der Sonne lagen, die morgens und abends von roßigen Nebeln umwogt wurden, und konnten versunken dem Lärmen des Wildwassers lauschen, das hinter der Kirche in tief-ausgefressenem Bett zu Tale schoß.

Gar gut aber verstanden sie einander, wenn sie von der gemeinsamen Heimat redeten, deren gemüthlicher Dialekt dem eingewanderten Sakristan noch immer geläufig war.

Sie waren beide Oesterreicher, der Maler war ein Wiener, der Sakristan im wunderschönen Semmeringgebiete daheim.

Dort war sein Vater herrschaftlicher Förster gewesen, und auch Sebald war als Jäger in den Dienst des Grafen getreten, der seinem Vater ein so guter Herr gewesen. Mit jenem war er vor etwa fünfzig Jahren nach Tirol gegangen, wo nahe dem Dorf, darin Sebald nun lebte, der Graf begütert war.

Manches Jahr hatte er seinem Herrn treu gedient, war dann einmal von einem Wilderer angeschossen und dadurch

dienstuntauglich geworden, denn sein verletztes Bein behielt ein starkes Sinken, das ihm die Benützung der hiesigen steilen Jagdsteige unmöglich machte.

Der Graf setzte ihm eine Pension aus und wollte ihn in der Heimat noch weiterhin versorgen. Sebald jedoch, der keine Verwandten mehr dort hatte, dankte dafür und blieb in Tirol, in dem kleinen Kirchdorf, auf das die großen, wunderschönen Berge niederschauten und das für ihn, den Gebirgler, noch eine weitere Anziehungskraft, ein schönes Mädel, besaß.

Das war vor mehr als vierzig Jahren gewesen — inzwischen waren Sebald Finsterwalbers Herz und Sinne längst still und der einstige Jäger — Sakristan geworden, der nun mit großer Freundlichkeit und immerhin auch mit Verständnis dem Maler die Besonderheiten der Kirche zeigte und da und dort eine Bemerkung machte, die auf Nachdenklichkeit und richtiges Schlußvermögen hindeutete.

Aber bald änderte er seine Art als Führer des Fremden. Sie war zu Anfang die des Altangefessenen gegenüber dem Zugereisten, des Wissenden gegenüber dem Neuling gewesen.

Als jedoch Heinz Korner ihm manches bezüglich der Bauart der Kirche erklärte, darüber er im Dunkeln gewesen, schien er den Maler für ein besonderes, merkwürdiges Wesen, für einen „Ueberwissenden“ zu halten, wurde mit seinen Erklärungen zurückhaltender und trachtete nun, dem Künstler Bemerkungen über diese oder jene Eigentümlichkeit im Bau oder in den Zieraten der alten Kirche zu entlocken.

Nach forschte er verstoßen nach den Ansichten des so gelehrten Herrn in bezug auf Aberglauben und auf Sonderbares und Unheimliches, das sich irgendeinmal und irgendwo ereignet hatte oder ereignet haben sollte, und wurde ganz still und versonnen, wenn er Korner bei solchen Gelegenheiten ungläubig oder gar ironisch lächeln sah.

Eines Abends waren die beiden wieder einmal in der Kirche oder vielmehr in deren zweistöckigem, von Sparren und Balken durchzogenen Bodenraum, in welchem allerlei alter Kram lag und umherstand.

Des Malers Rock war voll Staub und Spinnwebfäden, und seine Hände waren rauh und schmutzig geworden, sein Gesicht aber zeigte Spannung, und seine Augen glänzten vor Interesse an dem hier wohl schon seit Jahrzehnten lagernden Bodenkram.

Da gab es alte, tief nachgedunkelte Heiligenbilder, leere, reichgeschnitzte, zerbrochene Bilderrahmen, die gesunde Bauernkunst geschaffen hatte, unbrauchbar gewordene Paramente, einen Blasengel mit grellroten Backen, dem die hölzernen Hände fehlten, und in morsch gewordenen Kisten alte Bücher, in deren ledernen Einbänden die Mäuse gewirtschaftet hatten.

Schon das noch grelle Licht, welches durch die kleinen, vom kürzlich gefallenen Regen saubergewaschenen Fenster des hohen Steildaches in diesen Bodenraum fiel, schufen in ihm malerische Effekte, machten das fast schwarz und ganz samtig gewordene Gebälk und Sparrenwerk für Maleraugen überaus fesselnd und entlockten den mancherlei Metallgeräten, die, längst unbrauchbar geworden, da und dort umherlagen, interessante Lichter.

Wie Korner's Augen so durch den weiten Raum wanderten, den er heute zum erstenmal betreten hatte, entdeckten sie in seinem fernsten, dunkelsten Winkel eine schmale hölzerne Treppe.

„Ah, da geht's ja noch höher hinauf,“ sagte er angeregt, legte ein Buch, das er soeben in Händen hatte, wieder in die Truhe zurück und wandte sich der Treppe zu.

„Der Oberboden is leer,“ bemerkte seltsam hastig der Sakristan. „Da brauch'n S' net hinaufzugeh'n.“

Der Maler stand schon auf der Treppe.

Jetzt schaute er auf Finsterwalder zurück. Der hatte eine gewisse Schärfe in der Stimme gehabt.

Warum?

Weshalb wollte er ihn von dem Betreten dieses obersten Bodens abhalten?

War der alte Mann schon müde und wollte er deswegen die steile Treppe nicht auch noch ersteigen?

Er mußte ja nicht mitkommen.

Das sagte Korner dem Alten.

Der achtete nicht darauf, sagte nur noch einmal merkwürdig dringlich: „Geh'n S' lieber net hinauf!“

Darauf ging der Maler selbstverständlich rasch hinauf, denn seine Neugier war nunmehr erregt.

Von oben her fiel das rosige, noch sehr helle Licht des ungewöhnlich klaren Abends auf die obersten Stufen.

Korner, der aus dem Dunkel kam, war geblendet, gewahrte aber doch, daß der Raum, in welchem er sich nun befand und über welchem die vier Wände des Steildaches schon ganz eng zusammenrückten, leer sei.

Jetzt wunderte er sich noch mehr über Finsterwalder's Getue, trat aber, weil er schon einmal hier oben war, an das einzige, fast schießschartenartige kleine Fenster und schaute hinaus.

Und nun war es ihm sehr recht, daß er auch hier heraufgestiegen war.

Die wenigen Meter, die er nun höher gekommen, machten wieder, und zwar einen ganz herrlichen Ausblick möglich.

Korner genoß ihn lang und voll Entzücken, dann wandte er sich zum Gehen.

Im selben Augenblick stieß er einen Ruf der Ueberraschung aus.

Sein Blick haftete wie gebannt auf einer Stelle des Bodens, der er beim Herauskommen den Rücken zugekehrt hatte.

Entzücken, Bewunderung, Bedauern, von all dem redeten seine Augen, seine bewegten Züge, redete auch sein Mund.

„Wie schön! Wie seltsam! Wie schade!“ rief er.

Hatte er es dem Sakristan zugerufen? Der stand nämlich, wer weiß wie lange schon, auf der obersten Treppenstufe und schaute auch dorthin, wohin Korners Blick gerichtet war.

Aber in des alten Mannes Augen war nichts von Entzücken, die waren nachdenklich und scheu, und als der Maler noch immer wie traumbevangen fragte:

„Wer ist das?“ antwortete Finsterwalder mürrisch, mehr noch düster: „Das ist die Jakobi-Madonna.“

Das rosige Licht der scheidenden Sonne war, indessen der Maler im Anschauen einer herrlichen Gebirgspartie versunken gewesen, weiter gewandert. Es fiel jetzt nicht mehr wie früher auf die Treppe, sondern lag, schon ein wenig verschleiert, nahe davon auf einem mächtig dicken Trambalken, der sich unweit der Dachwand hinzog und auf welchem ein Marmorbildnis stand.

Es war ein Torso — der Torso einer Marienstatue, die einst sicherlich auf einem der Altäre der alten Kirche da unten gestanden war.

Heinz Korner stand jetzt noch immer ganz entzückt vor dem Bildnis und bewunderte den Künstler, der es geschaffen, der Schönheit so festzuhalten, so herrlich darzustellen vermocht hatte.

„Festzuhalten“ — ja, dieses Frauenantlitz hatte einmal in Fleisch und Blut existiert, das war ganz bestimmt aus dem blühenden Leben in diesen durchscheinenden, jetzt so rosigen Stein gebannt worden.

Soeben erblaßte es wieder, wurde es weiß und bald fast grau — denn die Sonne war wieder gewandert, schaute nimmer zum Fenster herein, und den Maler fröstelte es.

„Die Jakobi-Madonna,“ sagte er versonnen, und es war ihm, als habe sich das noch soeben unbeschreiblich reizvolle Gesicht ein wenig verändert, als gleiche es jetzt weniger als früher einer Madonna — als sei es kalt und hart und spöttisch geworden.

Der Heiligenschein, der noch jetzt eine freilich schon matt gewordene Vergoldung zeigte, der paßte jetzt weniger als

früher zu dem wohl wunderschönen, aber doch recht weltlichen Gesicht dieser Madonna.

„Die Jakobi-Madonna,“ wiederholte der Maler und schüttelte den Kopf, aber seine Augen vermochten noch immer nicht, sich von der Statue zu lösen.

Da fühlte er des Sakristans knochige Hand auf seiner Schulter.

„Kommen S' schon!“ mahnte der Alte. „Sie sollen sie net so anschauen!“

„Warum nicht?“

„'s ist net ratsam.“

„Warum nicht?“

Heinz Korners Augen wichen jetzt langsam von dem Steinbild und sahen mit zerstreutem Ausdruck auf den Alten.

„'s wird schon finster,“ wich der der Frage aus. „Kommen S', sonst derfall'n Sie sich, und ich, ich muß läuten geh'n.“

Er war schon auf der Treppe.

Einen scheuen Blick warf er noch auf das steinerne Weib, dann stieg er so schnell, als es ihm sein verkürztes Bein erlaubte, die hochstufige Stiege hinunter.

Auch Heinz Korner tat es — aber langsam, wie einer, dem es schwer wird, zu gehen, und auch er hatte mit einem langen Blick Abschied genommen von der Jakobi-Madonna.

Sebald Finsterwalder hatte es plötzlich sehr eilig, hinunterzukommen.

Das Läuten hatte damit nichts zu tun, dazu war es noch lange Zeit.

Trotz seines Hastens versperrte er aber den unteren Boden außerordentlich sorgfältig; danach freilich rannte er wieder aus der Glockenstube, welche in den Bodenraum überging, und blieb dann, schwer atmend, erst stehen, als er wieder den freien Himmel über sich hatte.

„Was haben Sie denn nur, Finsterwalder?“ fragte der Maler, als er neben dem Alten angelangt war.

Der schien verlegen zu sein.

Er sucht nach Worten, nach einer Ausrede, dachte Korner und schnitt ihm eine solche kurz ab.

„Sie hatten Furcht. Geben Sie es nur zu!“ sagte er rasch.

In des Sakristans faltige Wangen stieg es ein bißchen rot auf.

„Na, gefürchtet hab' ich mich ja eigentlich net,“ meinte er nach einer Weile, „aber das geb' ich ohne weiteres zu, daß mir das Stück Stein dort oben recht unheimlich ist.“

„Es ist für Sie wohl mehr als ein Stück Stein,“ warf der Maler ein. Finsterwalder nickte.

„Recht hab'n S'," murmelte er, und dann: „red'n wir net mehr davon." Sie gingen zwischen den Grabreihen der Friedhofspforte zu.

„Also, sagen Sie," drängte der junge, für Romantik noch recht empfängliche Künstler, „was hat es mit dieser Madonna für eine Verwandtnis?"

„Ich möcht' net darüber red'n. 's ist eine unguete Sach'."

„Na, da werde ich halt den Herrn Pfarrer fragen," entgegnete Korner, der sich immer mehr für das verbannte Bildnis zu interessieren begann. Finsterwalder war stehengeblieben. „Das tun S' net! Das tun S' ja net!" bat er dringlich. „Unser Herr Pfarrer ist net der Gesündeste und hat jetzt auch ohne das eine Menge Aufregungen."

„Meine Erkundigung wäre also mit einer Aufregung für ihn verbunden?" fragte der immer mehr ins Staunen kommende Maler.

Finsterwalder nickte.

„Er war ein einzigesmal am oberen Kirchboden; gleich wie er hergekommen ist. Es ist bald zwölf Jahre her," berichtete der Sakristan. „Da hat er sich die Jakobi-Madonna angeschaut, weil die Leut' ja noch immer von ihr reden."

„Nun . . . und ? . . ."

„Seither war er nimmer oben bei ihr, und wir, die wir im Pfarrhof wohnen, die alte Toni und ich, wir sind froh, daß er ganz auf die Jakobi-Madonna vergessen hat."

„Warum seid ihr deshalb froh?"

„Weil . . ., mein Gott, Sie sind aber neugierig."

„Es ist mehr Wißbegier als Neugier," meinte der Maler, „und jedenfalls sind Sie daran schuld mit Ihrem Getue und Ihren rätselhaften Andeutungen. Sie machen ja, als ob es sich hier um etwas ganz Besonderes handle."

„Für mich und manchen andern ist's auch etwas ganz Besonderes."

„Ueber das ich durchaus nichts erfahren soll?"

Sobald Finsterwalder kraute sich den schneeweißen Kopf.

„Ich merk's schon. Sie werden halt keine Ruh' geben, bis ich Ihnen alles sag', was ich weiß," entgegnete er verdrießlich.

Korner nickte lachend.

„Da können Sie recht haben, lieber Finsterwalder. Ich wäre auch nicht gescheit, wenn ich hier, wo ich einstweilen nun einmal festgenagelt bin und gar nichts zu tun habe und gar nichts selber erlebe, an etwas Interessantem, das andre erlebt haben, vorbeigehen würde, ohne mich darum zu kümmern."

Der Sakristan seufzte.

„Daß diese alte Geschichte' noch einmal aufg'rührt werden muß,“ brummte er, und der Maler darauf: „Hat irgend jemand einen Schaden davon?“

„Das net.“

„Na also.“

„Bloß daß es mir in der Seel' zuwider ist, davon zu reden.“

„Ich meine, daß Sie, da Sie jetzt diese Madonna wieder gesehen haben . . .“

„Woran Ihre Meugier schuld ist. Reichlich zehn Jahre war ich nimmer im oberen Kirchboden. . . .“

„Also gut, meine Meugier hat Sie auch hinaufgebracht. Aber da fällt mir ein, warum sind Sie mir denn nachgekommen, wenn Sie die Statue nicht gern sehen?“

„Weil . . .“

„Nun, weil?“

„Ich Sie da oben net allein lassen wollt.“

„Ja, hätte mir denn etwas zustoßen können?“

„Man kann net wissen.“

„Aber Finsterwalder! Sind denn Sie auch so abergläubisch wie viele Leute hier?“

„Abergläubisch! Wenn ich net wüßt', was ich weiß, was ich ganz bestimmt weiß, was ich selber erlebt hab' und neben andern miterlebt hab', möcht' ich ja überhaupt kein Wort über diese entriische, unheimliche Sach' verlieren.“

„Sie haben ja noch keines verloren, wenigstens kein deutliches. Aber nicht wahr . . .?“

Weiter kam der Maler nicht.

Sie befanden sich jetzt auf dem kleinen, von Häusern umstandenen Kirchplatz, in dessen Mitte eine schöne alte Linde stand.

Und unter dieser Linde saß der Pfarrer.

„Gut, daß ihr endlich kommt,“ rief er ihnen zu und wies auf seine Uhr, die er dem Sakristan entgegenhielt. „Es ist die höchste Zeit zum Läuten. Sobald, laufen Sie nur gleich zurück, sonst wissen meine Pfarrkinder nicht, wie sie mit der Zeit daran sind.“

Der Sakristan machte schon kehrt, fand aber doch noch Zeit, dem Maler einen warnenden Blick zuzuworfen. Während gleich danach die Glockentöne über das Dorf hinflangen, saßen der Pfarrer und der ihm liebgewordene Maler unter der Linde und redeten über die Schönheit des Abends.

„Ein bißchen blaß sind Sie heute, Hochwürden,“ sagte Korner, dem der Ausdruck großer Ermüdung im Gesichte des Priesters aufgefallen war.

„Ich vertrage halt nimmer viel,“ meinte der ein wenig trüb gestimmt. „War bei einer Kranken drüben im hinteren Graben, das heißt es tüchtig hinunter- und wieder hinaufklettern; das erstere paßt meinen Arken und das letztere meinem Herzen nicht mehr. Na, das tut nichts. Es gehört halt zu meinen Pflichten, und ich erhole mich ja immer wieder.“

Der Maler war trotz der Abmahnung des Sakristans willens gewesen, mit dem geistlichen Herrn über die Jakobi-Madonna zu reden — das ließ er jetzt sein.

Er konnte den kränklichen Herrn vielleicht wirklich aufregen; das wollte Korner nicht auf sich nehmen.

Aber nach dem Bodenschlüssel langte er, den der Alte früher auf die Bank gelegt hatte, und fragte: „Darf ich morgen wieder hinauf auf den Kirchboden? Die Bilder, die da in einem Winkel stehen, die konnte ich noch nicht ansehen.“

„Gewiß können Sie wieder hinaufgehen,“ sagte der Pfarrer, „nur müssen Sie morgen auf die Begleitung Sebalds verzichten. Den muß ich in einer dienstlichen Angelegenheit zu einem Amtsbruder im Markt drüben schicken.“

Oh, ich finde mich ja ganz gut allein zurecht,“ meinte Korner, „darf ich den Schlüssel gleich bei mir behalten?“

Nach damit war der geistliche Herr einverstanden, und nach einigen freundlichen Reden trennten sich die beiden, denn des Pfarrers Wirtschasterin war in der Tür des Pfarrhofes zum Vorschein gekommen und hatte gemeldet, daß sie „anrichten“ könne.

Gerade als der Maler im Sternwirtshause verschwand, betrat der Sakristan den Kirchplatz. Er atmete ordentlich erleichtert auf, als er ihn leer fand.

Er tat im Vorübergehen wohl einen Blick nach der Bank, denkend, ob der Bodenschlüssel nicht etwa noch daliege, aber den hatte schon der Herr Pfarrer mitgenommen, so dachte der Finsterwalder, der nun auch zum Nachessen ging.

Am anderen Morgen stand Heinz Korner an einem Fenster der gemütlichen Stube, die der Sternwirt ihm eingeräumt hatte.

Es war die schönste Stube des weitläufigen, aber für Logierbesuch eigentlich nicht eingerichteten Sternwirtshauses.

Sonst ließ der Maler seine Blicke gern über die schönen alten Einrichtungstücke, über die Holzgetäfelten Wände und die Decke hinwandern und erfreute sich immer wieder an den Zimmergeräten, dem naiv bemalten irdenen Geschirr und all den von Generationen zusammengetragenen „Andenken“, welche die Sternwirtin pietätvoll in einem mächtig weiten

Glasschrank versammelt hatte. Und der große Ofen, dessen Nischen mit Szenen aus der biblischen Geschichte bemalt waren, der bildete erst recht sein Entzücken.

Heute aber hatte er für alle diese häuerlichen Herrlichkeiten keinen Blick.

Heute waren seine Augen auf den Friedhofsweg gerichtet.

Er wartete auf das Ende der Messe oder eigentlich auf Sebald Finsterwalder, der ja natürlich erst, nachdem er den Ministrantendienst geleistet hatte, den Dienstgang nach dem Markt antreten konnte.

Korner stand schon recht lange am Fenster und schaute in den heute recht trüben Tag hinaus.

Urpötzlich hatte das Wetter umgeschlagen. Gestern war alles voll Licht und Klarheit; die fernsten Gipfel standen einem mit allen ihren Faden und Schründen deutlich sichtbar vor Augen, und jetzt stand schon zwischen den nächsten Bergen und dem Dorfe eine lückenlose graue Nebelwand. Sogar zwischen den Gräbern da drüben kroch der Nebel hin, und dazu fiel ein dichter, feiner Regen und war es ganz empfindlich kalt geworden.

„So recht die Stimmung, die zu meinem Gang auf den oberen Kirchboden paßt,“ dachte der Maler und trat gleichzeitig ein wenig vom Fenster zurück, denn schon kamen einzelne Kirchengängerinnen zum Vorschein, und da würden ja auch bald der Pfarrer und Finsterwalder aus der Kirche gehen, und die brauchten ihn nicht zu sehen.

Korner griff unwillkürlich in seine Rocktasche. Ja, der Bodenschlüssel war darin. Den sollte ihm keiner abfordern, ehe er nicht in aller Ruhe das Steinbild wieder gesehen hatte.

Richtig, da kamen die beiden schon daher, der Herr Pfarrer unter seinem Regenschirm, Finsterwalder, vor Kälte und Regen geschützt von seinem Wettermantel, dessen Kapuze er über den Kopf gezogen hatte.

„Gehen Sie halt gleich, damit Sie gegen die Segenzeit wieder daheim sein können,“ sagte der geistliche Herr, während sie über den kleinen Platz schritten. Und der Finsterwalder war bereit, sofort wegzugehen. Er betrat nicht einmal den immer gar sauber gescheuerten Flur des Pfarrhauses, sondern wartete auf der Steinplatte davor auf das Schriftstück, das der Pfarrer aus seiner Amtsstube holte und ihm übergab.

Der Finsterwalder langte nach dem langen Stecken, der schon an der Tür lehnte, zog sich die Kapuze noch tiefer ins Gesicht und nahm mit seinen weit ausgreifenden, aber immer bedächtigen Schritten seinen Weg auf.

Eine Viertelstunde später stand Korner tief atmend, weil vom raschen Ersteigen der vielen Stufen beengt, vor der Tür des Kirchbodens.

Es war niemals ganz licht an dieser Stelle der engen Glockenstube — und heute war es sogar recht finster da. Korner brauchte eine gute Weile, bis er den Schlüssel ins Schloß brachte. Ob wirklich nur die Dunkelheit und das eilige Heraussteigen schuld waren an der Beklemmung, die er fühlte, als er die Thür endlich offen hatte und den ersten Bodenraum betrat?

Diese Frage huschte, als er wieder tiefer Athem holen mußte, dem Maler durch den Kopf. Aber natürlich lachte er sich gleich danach aus. Warf den Kopf zurück und sagte laut: „Zu dumm. Die vielen hohen Stufen sind's — sonst nichts,“ woraufhin er schnurstracks auf die andern hohen Stufen zuing, die in den oberen Boden führten. Einerseits endeten diese Stufen an der Mauer, am anderen Ende rägten sie in die Luft, waren von einer starken Unterlage getragen und mit einem Geländer versehen.

Weil nun heute gar wenig Helligkeit von oben herkam, lag der untere Teil der Treppe in fast nachtschwarzer Finsternis da, und deshalb mußte sich Korner auch des Geländers bedienen.

Beim ersten Griff daran stieß er einen Wehlaut aus.

Ein weit herausstehender Splitter war ihm in einen Finger gedrungen. Er machte ein paar rasche Schritte, um wieder ins Helle zu kommen — aber wieder gab er einen Laut des Schmerzes und des Zornes von sich, denn er hatte sich das Schienbein ganz gewaltig angeschlagen.

Als er endlich oben stand, dachte er zunächst gar nicht an die Madonna, sondern nur an seinen Finger, in welchem noch immer der Splitter steck.

Dicht am schmalen Fenster stehend, entfernte er ihn mühsam und wandte sich nun erst der Statue zu.

Beim kalten, heute überdies so sparsamen Morgenlicht sah sie freilich etwas anders aus als gestern, als die warmen, rosigen Strahlen der sinkenden Sonne sie durchleuchtet hatten, aber auch heute fiel dem Künstler die seltene Schönheit dieses Frauenantlitzes auf, konnte er sich nicht satt sehen an seinen reizvollen Einzelheiten und der hohen Künstlerschaft, mit der da einer, dessen Namen vielleicht niemals jemand begeistert genannt — so Herrliches geschaffen hatte.

Eine Marienstatue war es, zweifellos der Torso einer Marienstatue, welche da schon seit langem auf den höchsten Bodenraum einer kleinen, trotz ihrer Schönheit unbekannt gebliebenen Dorfkirche verbannt worden war.

Verbannt, ja, das war schon das richtige Wort. Ganz allein mußte sie hier an der Wand lehnen, die lichtlosen und doch so ausdrucksvollen Augen auf das Fenster gerichtet wie voll Sehnsucht nach der Weite, die sich da draußen aufthat.

Mühsam hatte man das halblebensgroße Steinbild hier heraufgeschafft, wo keiner etwas zu tun, zu suchen hatte. Hinter die Stiege hatte man es geschafft, auf daß keiner, der etwa doch heraufkam, es anzusehen brauchte.

Mißtrauen, Scheu, Furcht hatten sich in der Seele des alten Sakristans schon geregt, noch ehe er die Statue wieder vor Augen gehabt. Es war Korner schon gestern deutlich zum Bewußtsein gekommen, daß Finsterwalder nicht gern auf den Kirchboden ging. Der Alte hatte allerhand Einwendungen dagegen gemacht, und da sie nichts fruchteten, hatte er pöflich so lang als möglich gezögert, vermutlich annehmend, daß der Maler schließlich doch darauf verzichten werde, das „bißl verstaubte Gerümpel“, das da oben in den Winkeln liege, sehen zu wollen. Als er dann doch mitgehen mußte, war er ganz gegen seine sonstige Art verdroffen gewesen, und dann — nun dann hatte er den neugierigen Fremden vom Betreten des Oberbodens erst recht abhalten wollen.

Wie scheu er, als er Korner nachgekommen war, zur Jakobimadonna hinübergeschaut, wie zurückhaltend er dann Auskunft über sie gegeben hatte!

Es stimmte also hier irgend etwas nicht.

Oder war nur etwas in Finsterwalders Seele oder Hirn nicht ganz richtig?

Diese Gedanken erstanden im Kopfe des Malers, während er die seltsame Madonna betrachtete.

Niemals wäre er auf die Idee gekommen, daß diese Statue eine Madonna vorstellen sollte, wäre nicht der Körper und die Gewandung gar so typisch dargestellt gewesen.

Da war das reichfaltige, hochgeschlossene Kleid, der weite, mit einer sterngezierten Borte besetzte Mantel, der darüber fiel, der Schleier, der sich über die offenen Haare legte und die fromm gefalteten Hände. Da waren der Heiligenschein und die Weltkugel, auf der die Füße der Madonna ruhten und deren einer auf den Kopf der Schlange trat.

Alles das sagte unzweifelhaft deutlich, daß das Steinbild eine Madonna vorstellte, das Gesicht aber war nicht das einer Himmelsmutter, es war das eines wunderschönen jungen Weibes, hold, lieblich, reizvoll und ganz, ganz weltlich.

Ein Torso war es.

Die linke Schulter und der linke Fuß, ein Teil der Weltkugel und ein Stück des Schlangenleibes fehlten.

Jeder mittelmäßige Steinarbeiter hätte das alles ersetzen können, dachte Korner und wunderte sich, warum das nicht geschehen sei. Diese Statue stand ja doch sicherlich schon einmal da unten auf einem der zwei Seitenaltäre, die hätte in hundert Jahren auch noch dort stehen können!

Der Maler saß auf einem Balken, den er mit seinem Taschentuch vorerst abgestaubt, und versenkte sich nun so recht in den Anblick der holden Züge.

„Gold,“ mußte er schließlich denken, „nein gerade gold sind sie nicht, dazu fehlt ihnen die innerliche Zartheit,“ und wieder nach einer Weile, „im Blick liegt sogar etwas wie Falschheit, wie Tücke. Und die Haltung des Kopfes! Da ist nichts von Demut, von Frömmigkeit, von Gottseligkeit. So spreizt sich die Gefallsucht, der Verführungswille. Nein, nein, diesen ja wunderschönen Kopf durfte ein Künstler, ein echter Künstler einer Madonna nicht geben.“

Der Regen prasselte auf die Schindeln, schlug gegen das Fenster, der Wind pfiff um Turm und Dach, und die immer tiefer gehenden Wolken sogon noch ein gut Teil von dem matten Licht auf, das dieser widrige Tag hergab.

Und von irgendwoher kam ein kalter, ein eisiger Luftzug. Den Maler fröstelte es.

Er erhob sich.

Da spürte er wieder sein Schienbein und seinen verletzten Finger. Es wurde ihm plötzlich recht unangenehm zumute. Er stieg über den Tram und behielt — das Steinbild dabei immer im Auge.

Er wurde sich dessen schnell bewußt und lachte laut über seine Nervosität.

„Als ob es ein wildes Tier und ich ein Bändiger wäre,“ sagte er laut vor sich hin. Es mußte ein Echo in diesem Raume sein. — Korner bildete sich wenigstens ein, daß seine Stimme undeutlich nachgeklungen hatte.

Er stand jetzt schon an der Treppe.

Da schaute er noch einmal auf die Madonna, dann stapfte er, so schnell er es in der unter ihm zunehmenden Dunkelheit konnte — die zwei Duzend Stufen hinunter, tappte sich durch den unteren Boden und war froh, als er die Türe wieder abgeschlossen hatte.

„Ich bin ja wie auf der Flucht,“ dachte er, als er hastig die Turmstiege hinuntereilte.

Er lachte gezwungen bei diesem Gedanken und atmete gleich darauf doch, wie von einem Alp befreit auf, als er im nebelverhangenen Friedhof stand und die Regentropfen auf Gesicht und Händen spürte.

Nachdem er den Schlüssel der Loni übergeben hatte, stellte er sich bei der Sternwirtin eine Weinsuppe und fühlte sich erst wieder behaglich, als er bei dem dampfenden Getränk und einer Zigarre in seiner Stube saß und über die merkwürdigen Eindrücke nachsann, die er seinem Besuche bei der Sakobi-Madonna verdankte.

Das Ergebnis dieses Nachsinnens war, daß er sich, wozu er das Recht hatte, für einen überarbeiteten und deshalb nervösen Menschen hielt, dem die Ruhe in diesem Gebirgsdorfe recht gut und notwendig war.

„Wenn einer schon so weit mit seinen Nerven heruntergekommen ist, um sich bei Tag vor einem Steinbild ein unlegbares Grauen zu holen — gehört er noch nicht zu den Gefunden“, dachte er, und dieser Gedanke paßte recht gut zu den Nebeln, die in dichten Schwaden an den Fenstern vorüberzogen.

Zum Segen war der Finsterwalder wieder daheim.

Tropfnaß war er gegen drei Uhr am Sternwirthshaus vorübergekommen, hatte freundlich zu dem am Fenster stehenden Maler hinaufgegrüßt, und der hatte rasch das Fenster geöffnet.

„Finstervalder! Ich möchte heute noch mit Ihnen sprechen,“ rief er hinunter.

„So, heut' noch?“ fragte der Alte. „Was gibt's denn?“

„Ich war bei der Madonna.“

„So, haben S' nix G'scheiter's zu tun gehabt?“

Der Sakristan war jetzt sichtlich übel gelaunt.

„Und Sie müssen mir über sie erzählen.“

„Ei, muß ich?“

„Sonst frage ich den Herrn Pfarrer.“

„Das werden Sie net tun.“

„Nur dann tue ich es nicht, wenn —“

„Also gut, kommen S' auf meine Stub'n! Nach dem Abendläuten.“

„Warum wollen Sie denn nicht zu mir kommen? Zu einer Flasche Traminer und einer guten Zigarre.“

„Traminer hab' ich selber. Die Zigarren können S' mitbringen. Ich spür' mein Reitzen wieder, bei dem nassen Wetter, da bleib' i gern zu Haus' und heiz' mir ein. Also kommen S' in Gottes Namen!“

Finstervalder ging schon weiter. Erheitert von der Art der Einladung, schaute der Maler ihm nach, schloß dann das Fenster und setzte sich wieder zu der Bleistiftskizze, die er heute noch zu den vielen andern kleinen Arbeiten legen wollte, die er, der immer Tätige, hier schon in seiner Mappe versammelt hatte.

Es wurde ein ganz gemütlicher Nachmittag. Mit seiner morgendlichen Unzufriedenheit war Korner über der lieben Arbeit fertig geworden. Zu Mittag hatte es ein außerordentlich gut zubereitetes Huhn und zur frühen Jause hatte es duftenden Kaffee mit dickem Schlagobers und süßen Brezeln gegeben, und die zwei Forellen, die er abends essen wird, die hatte er sich schon vorstellen lassen — dazu der Traminer, die

Zigarre, der warme Winkel in des Finsterwalders Stube und die Geschichte der Jakobi-Madonna.

Ja, es war ein sehr behaglicher Nachmittag, den Heinz Korner verlebte.

Eine halbe Stunde nach dem Abendläuten schob der Maler die geleerten Teller zurück, steckte die gefüllte Zigarrentasche ein, warf seinen Mantel über und ging nach dem Pfarrhof.

Gleich neben dem Eingang lag, dem Platz zu, das Stübchen des Sakristans.

Der stand schon auf der Schwelle, als Korner ins Haus trat.

„Griß Gott!“ sagte er, treuherzig die Hand dem Gast hinstreckend. „Also kommen Sie halt! Ich seh', ich muß schon reden, sonst geben Sie mir keine Ruh' mehr.“

„Da haben Sie recht,“ lachte Korner. „Wenn man nicht gefragt werden will, darf man keine solche Augen machen, wie die waren, mit denen Sie gestern die Statue angeschaut haben.“

„So, hab' ich Augen gemacht?“

„Als ob Sie ein Gespenst sehen würden.“

„Ein Gespenst — na, vielleicht — also ich will reden —“

„Es wird Ihnen gut tun. So etwas trägt man besser nicht schweigend mit sich herum, wenn etwas daran ist, und ist nichts daran, dann ist's auch wieder gut, offen darüber zu sprechen, dann redet einem ein Fernstehender den Irrtum oder den Unsinn leicht aus.“

„Mir wird da keiner was ausreden.“

„Wir werden sehen.“

Der Sakristan hatte auf einen Ohrenstuhl gedeutet, der neben dem Tisch stand, auf welchem sich zwei Flaschen, gefüllt mit Wein, und zwei Gläser befanden.

Korner legte die offene Zigarrentasche dazu, zündete sich eine Virginia an und ließ sich nieder.

Finsterwalder tat desgleichen und drückte sich auf die Ofenbank.

„Alsdann, wo fang' ich an?“ meinte er nachdenklich. Da wollte Korner helfen.

„Auf welche Art ist denn die Statue so beschädigt worden?“ erkundigte er sich.

„Beim Hinaufschaffen auf den Boden.“

„So. Sie ist also nicht deswegen hinaufgeschafft worden, weil sie schon beschädigt war?“

„Nein, es hat ihr nichts gefehlt.“

„Da ist ja ihre Verbannung auf den Boden gar sonderbar.“

„Die ist lang net das Sonderbarste an der ganzen Sach'.“

Der Alte rauchte danach eine Weile und dann erst begann er: „Ich sag' Ihnen nur, was ich weiß, was ich ganz genau weiß und was außer mir noch etliche alte Leut' aus unserer Gemeinde auch wissen, weil sie es miterlebt haben. Freilich, unsere alten Männer sind jetzt auf der Alm, die können Ihnen jetzt net sagen, daß ich die Wahrheit und nix als die Wahrheit red', aber ein Weiberl lebt noch im Graben, über der Brücken driiben, die könnt' da mitred'n, die war nämlich der Jakobi Marie ihr Basl und weiß auch um die ganze Sach', nur redet sie auch net gern darüber und kommt erst wieder in unsere Kirchen, seit das Steinbild auf dem Boden oben ist. Solang es noch in der Nisch' gestanden ist — darin jetzt der heilige Florian steht — ist die Karmoserin im Markt in die Kirche gegangen.“

„Dahin ist's doch von da hin und her drei Stunden,“ warf Korner ein.

„Freilich,“ nickte der Alte, „für ein Weibsbild auch leicht vier Stunden, und zurück ist der Weg gar beschwerlich, allweil bergauf, aber in die Mess' muß man doch gehen, und zu uns ist sie halt net kommen, damals, die Karmoserin, so viel hat sie sich vor der Jakobi-Madonna gefürchtet.“

„Merkwürdig! Uebrigens muß ich zugeben, daß sie mir heute, wahrscheinlich weil sie an einem solch düsteren Tag so grau aussieht, auch ein bißchen unheimlich vorgekommen ist.“

„Na, schauen Sie! Haben Sie es notwendig gehabt, da hinaufzusteigen? Und wie Ihnen, ist es so manchem gegangen, gar denen, die das Vorbild zu der Statue im Leben gekannt haben.“

„Also ist sie richtig nach dem Leben gemacht worden?“

„Ja freilich. Die Jakobi-Marie ist dem Bildhauer Modell gestanden, sie war das schönste Mäd'l in der ganzen Gegend.“

„Sie haben sie gekannt?“

„Und gern gehabt. Herr Gott! Hab' ich sie mordsgern gehabt.“

Der alte Mann legte die Hand über die Augen. Seine Zigarre war kalt geworden, auch diejenige des Malers war erloschen. Er zündete die so unaufmerksam Behandelte aufs neue an und bat dann:

„Nun, Finsterwalder, wie wurde es denn mit Ihnen und der schönen Jakobi-Marie?“

Der Alte ließ die Hand sinken, legte die Zigarre auf den Tisch und redete weiter.

„Nix ist's mit uns zwei geworden,“ sagte er gleichmütig, „und wenn Sie glauben, daß ich ihrer jetzt noch freundlich gedenke, da irren Sie sich. Die Lieb', die ich damals, als Junger, für sie im Herzen getragen hab', die hat sie selber recht bald zertreten.“

„Aber jetzt will ich der Reih' nach erzählen, sonst kommen wir heute nimmer zu einem Ende.“

„Und rauchen wollen Sie nicht dazu?“ fragte Korner.

„Nein — mein Pfeiferl hab' ich just heute nachmittag zerbrochen, und die Zigarr' möcht' mir immer ausgehen beim Reden. Aber trinken mag ich, da wird mir net so kalt werden, wenn ich an all das zurückdenke.“

So der Finsterwalder, und dabei schenkte er die zwei Gläser voll und schob eines seinem Gast hin; dann begann er wieder:

„Das wissen Sie ja schon, daß mich mein Graf gern leiden hat können und daß er mich hier zu seinem Förster hat machen wollen. Dazu ist es dann freilich nicht gekommen, denn nach dem Schuß, den ich ins Bein gekriegt hab', war es für mich mit dem Weidwerk aus. Einen Jäger, der den Fuß nachzieht, kann man nirgends, am allerwenigsten aber im Hochgebirge brauchen.“

So hat er mir einen Schreiberposten in seiner Kanzlei am Semmering angeboten, aber da habe ich mich bedankt, denn damals hat es gerade lichterloh in mir gebrannt, und die Marie hat damals gerade mir schöne Augen gemacht.“

„So hat sie auch anderen schöne Augen gemacht?“ warf der Maler ein, weil der Alte eine Pause machte.

Der nickte.

„Ein Luder war sie,“ sagte er grob. „Ein durchtriebenes Weibsbild. Die hat es verstanden, zehn auf einmal zum Narren zu halten. Aber hören Sie zu! Damals haben wir hier auch einen recht lieben Herrn Pfarrer gehabt. Brepichler hat er geheiß'n, Florian Brepichler. Er war ein guter Deutschtiroler, hat aber einen Neffen gehabt, dem welsches Blut in den Adern geflossen ist. Dem Herrn Pfarrer seine Schwester hat ins Suganatal hineingeheiratet, einen gewissen Spadoni. Bei einer Seuche, die dort in den fünfziger Jahren viele Leute mitgenommen hat, sind auch diese zwei Eheleute gestorben, und um den Georg, ihr einziges Kind, hat sich natürlich sein Oheim angenommen. In Innsbruck hat der Bursch seine Schulen gemacht, und weil sich gezeigt hat, daß er dazu talentiert ist, hat er Bildhauer werden dürfen. Wie er noch auf der Kunstschule war, hat er die Balanzen immer beim Herrn Pfarrer verlebt; nun und da hat er halt auch die Jakobi-Marie kennengelernt und ist mehr noch als wir anderen an ihr hängen geblieben, denn er war ein gar leidenschaftlicher Mensch. Und bildsauber war er. Die zwei, sie in ihrer lichten Schönheit und er, der Schwarzhaarige, haben — das hat der Neid zugestehen müssen — ein schönes Paar abgegeben. Wir alle da im Dorfe haben den Georg gut leiden können, trotzdem haben sich die Burschen ein bißerl fern gehalten von ihm, denn er war stolz, und auch

schreckbar jähzornig war er. Er ist halt auch in der Beziehung auf die welsche Seite gefallen gewesen. Die Marie hat ihn gerade so wie alle andern Burschen, die ihr nachgelaufen sind, zum Narren gehalten, und auch er hat es lang net gemerkt. Ihr war es ums Heiraten net zu tun, nur um's Umworbenwerden. Liebhaber hat sie nie genug haben können, und den größten Spaß hat es ihr gemacht, einen gegen den anderen auszuspielen. Und so pfiffig hat sie das gemacht, daß jeder gemeint hat, er sei ihr doch der Liebste. Ich war auch eine Zeitlang unter den Eseln, die das geglaubt haben. War damals auch ein fescher Bursch und hab' noch das Järgergewand getragen und den Gamsbart auf meinem Hut und das Weidmesser an der Seite. O mein! Das war eine schöne Zeit! Und gar schön war sie, weil mich oft die blauen Augen der Marie so heiß angeblitzt haben, wenn sie mir „zufällig“ irgendwo im Revier in den Weg gekommen ist. Dann ist der Schuß gefallen, der mich zum Krüppel gemacht hat, und aus war es mit der Jägerei. Seitdem bin ich oft und oft beichten gegangen, aber für gewiß könnt' ich es heute noch nicht sagen, ob ich dem Wildschützen, der mich so zugerichtet hat — so recht vom Herzen verziehen habe. Mir scheint, das ist mein Reservatfall.

Also das war eine schöne Zeit. Gerade wie sie zu Ende war, ist der Georg Spadoni als Ausgelernter von Innsbruck wieder zu seinem Oheim gekommen, und die Marie, die war schöner als je zuvor und hat öfter als sonst die teueren Kropfperlen mit der breiten Schließe und den silbernen Anhänger mit den grünen Steinen getragen, die wie Schlangenaugen gefunktelt haben. . . .“

Der Finsterwalder hatte sich wohl ganz in die Zeit hineingedacht, von der er erzählte, denn seine sonst so scharf blickenden und oft so lustigen Augen waren jetzt wie in eine weite Ferne gerichtet, und wie ermüdet von dem weiten Weg, den seine Gedanken zurückgelegt, hielt er im Reden inne und senkte den weißen Kopf.

Eine Weile ließ der Maler den Alten rasten, dann fragte er freundlich: „So war also die Jakobi-Marie ein wohlhabendes Mädl?“

Da schaute der Sakristan wieder auf und antwortete, nun wieder ganz lebhaft geworden: „Wohlhabend?“ — Nein, reich war sie, die Reichste und Bornehmste, wenigstens in unserem ja eigentlich armen Dorf. Ihr Vater, auch so ein welscher Lump, der freilich hier geboren und seit jeher ansässig war, hat ja damals als Bürgermeister unsere Bauern regiert.“

„Ah ja, so wie sein schönes Kind über die Herzen der hiesigen Tirolerbuben regierte . . .“, warf der Maler ein. Der Alte nickte.

„... ja und sie auch zum Teil ins Unglück getrieben hat, wie der Jakob Jakobi, der durch seine Habsucht und den Wucher, der ihn reich gemacht hat, so manchen hier herum um Haus und Hof gebracht hat.“

„So einer war er?“

„Ja, so einer, und die dummen Bauern haben ihm trotzdem viel Ehre erwiesen.“

„Weil er reich war.“

„Ja, und hoffärtig dazu. Der hat den Herrn spielen können! Ganz klein sind die bravsten Männer vor ihm geworden. Aber gern hat ihn net einer hier herum gehabt, und leichter hat wohl mancher Atem geholt, wie er — aber das kommt später, sonst bring' ich alles in meiner Erzählung durcheinander. Wo bin ich denn eigentlich stehen geblieben?“

„Da, wo die Marie noch öfter als sonst ihren Schmuck angelegt hat.“

„Aha! Na also, kurz gesagt, wie der Georg damals als fertiger Künstler dahergekommen ist, mit einem Zeugnis und einer Menge Geld zu einer Reise nach Rom — er hat nämlich einen Preis bekommen für eine Arbeit —, da ist die Liebchaft gleich wieder fortgesetzt worden. Der Georg hat schon von einer Heirat geredet, wenn er zurückkommt, und hat also die Sach' ganz ernst genommen. Der Marie war sie aber noch immer net ernst, die hat sich nach wie vor von ihm den Hof machen lassen, aber nebstbei hat sie doch auch dem und jenem ihre Gunst geschenkt — heimlich, wie das so ihre Art war. Ich selber war damals mit meiner Lieb' zu ihr schon fertig, denn ich hab' schon allerlei von ihr gewußt, was eine ehrliche, aufrichtige, wirkliche Lieb' net erfahren darf, wenn es net aus sein soll mit ihr.“

„Was hat Sie denn da noch veranlaßt, hier zu bleiben?“

„Die Gewohnheit und das liebe Häusl, das mir mein guter Herr Graf geschenkt hat und wo ich mich bald wie daheim gefühlt hab'. Ein braves altes Weiberl hat meine kleine Wirtschaft geführt, und ich hab' dem Grafen auf sein Jaadschlößl geschaut, hab' ihm hier die Bücher in Ordnung gehalten und hab' damals schon dem guten Herrn Pfarrer manche Schreiberei abgenommen und ihm ministriert. Weit über zwanzig Jahr' hab' ich so dahingelebt, dann ist meine brave Burgl gestorben und ich bin dann in den Pfarrhof gezogen. Aber jetzt lassen Sie mich weiter erzählen...“

„Bitte. Der Spadoni hat also heiraten wollen und die Marie nicht.“

„So ist's. Der Herr Bürgermeister — er ist schon lang Witwer gewesen — hat ja auch alle hübschen Weiber und Mädal im Ort gern gesehen, warum hätte seine Tochter nur einem

Burschen gut sein sollen? Nach wie vor hat sie also Verehrer, es waren auch verheiratete Männer darunter, angelockt und gefoppt und hat dabei so lieb und redlich ausgehant, daß jeder lang gebraucht hat, bis er daraufgekommen ist, daß er der Genarrte ist.

Damals ist unsre Kirche ein bisserl renoviert worden. Bei der Gelegenheit hat der Herr Pfarrer Brepichler auch vorgehabt, einen zweiten Seitenaltar zu errichten. Die Erlaubnis dazu hat er sich schon verschafft gehabt.

Da, wo jetzt der Florian-Altar ist, war damals eine Nische zwischen den zwei Pfeilern. Es ist dort alleweil finster gewesen, und das hat den Herrn Pfarrer schon lang verdrossen. Den Winkel hat er verbaut und an der neuen Wand einen Altar haben wollen.

Gespart hat er schon lang, aber freilich, das hat net viel ausgemacht, und so ist er an die Gemeinde herangetreten und hat gebeten, sie soll auch etwas dazuspender, daß auch ein schönes Altarbild zustande kommt. Einen heiligen Florian, seinen Namenspatron, hätt' er gern gemalt gehabt, das hat er bei seiner Bitte an die Gemeinde geäußert, aber der Bürgermeister war dagegen. Der hat als guter Richter sofort seinen Plan fertig gehabt. Ein Altarbild malen? Nein. Dazu hätt' man einen fremden Maler gebraucht, und der wäre vielleicht teuer gewesen. Ein Bildhauer aber war da, einer, der etwas können hat, denn er hat ja den Kompreis kriegt. Und derselbe Künstler war ein Verehrer der Marie, die doch sicherlich ein schönes Modell war. Das war es, was sich der welsche Salunke sogleich zusammengedacht hat, aber geredet hat er nit sofort darüber. Auf einem Umweg ist er auf sein Ziel losgegangen. Hat erwähnt, daß die Gemeinde arm, er aber willens sei, die Hauptkosten des neuen Altars zu tragen, wenn sein Namenspatron, der heilige Jakobus von Boragine, aufgestellt wird. Wenn er schon zahlt, kann er sich auch den Heiligen aussuchen.

Der Herr Pfarrer hat aber net von seinem Florian ablassen wollen und hat g'meint, daß wir den welschen Heiligen in unserm tirolischen Dorf net brauchen.

Lang haben die zwei die Sach' net in Ordnung bringen können. Da hat der Bürgermeister g'sagt: „Bring' ich den Jakobus von Boragine nicht durch, soll auch der Florian nicht auf dem Altar stehen!“, hat von einem Marienaltar zu reden angefangen und hat dem Herrn Pfarrer wissen lassen, daß er ganz allein die Kosten für das Altarbild tragen will, wenn es eine Marienstatue sein soll, und zwar muß seine Marie das Modell dazu sein. Wenn ihm das net paßt, dann muß der

geistliche Herr überhaupt auf eine Beihilfe verzichten, denn die Gemeinde muß ihr weniges Geld für die Ausbesserung von Wildwasserschäden hergeben und kann für die Kirche nichts tun.

Mit selbiger Antwort hat der gute Herr Propichler sich zufriedengeben müssen.

Zudem war gegen einen Marienaltar ja auch gar nichts einzuwenden.

Das Modell zur heiligen Gottesmutter hat ihm freilich gar net gepaßt, aber das diesbezügliche Bedenken hat ihm der verliebte Georg bald ausgeredet, und so hat halt der Herr Pfarrer den Vorschlag angenommen, hat sich beim Herrn Bürgermeister recht schön bedankt für die großmütige Beihilfe, und der Spadoni hat sich mit leicht begreiflichem Feuereifer ans Werk gemacht.

Keine acht Wochen hat's gedauert, und das Bildwerk war zum Aufstellen fertig.

Und schön, wunderschön war es geworden. Na, Sie haben es ja selber gesehen."

"Ja, schön, wunderschön ist es geworden," wiederholte Korner, "nur so recht eine heilige Maria ist es nicht."

"Ist es lang schon nimmer," sagte da recht rätselhaft der alte Sakristan.

Der Maler schaute verwundert in des Alten verwittertes Gesicht und wollte eine Frage tun, schüttelte aber doch nur den Kopf, denn Finsterwalder redete schon weiter.

"Der Georg war wirklich ein großer Künstler. Sanft und lieb war ja merkwürdigerweise das Gesicht von der schönen, nichtsnutzigen Jakobi-Marie, er aber hat das Gesicht einer Heiligen daraus gemacht. Ganz verklärt hat es hergeschaut. — Wie ich gesagt habe, fast acht Wochen hindurch ist sie ihm Modell gestanden auf dem Werkplatz neben der Kirche, und das ganze Dorf hat sich daran erbaut, wie sittsam sie damals hin und her gegangen ist und mit was für einen heiligen Eifer der Georg geschafft hat.

Und der hat auch recht fleißig sein müssen, denn der Tag, an dem der Altar eingeweiht hat werden sollen, der 8. September, Maria Geburt, der war schon recht nahe.

Während er so am Werk war, hat man auch in der Kirche drinnen eifrig geschafft. Die Nische ist vermauert und der Altartisch aufgestellt worden. Hinter ihm ist der Sockel auch schon angebracht gewesen, auf den die Statue dann gestellt worden ist. Am 6. September sind die Maurer und der Tischler fertig geworden. Am Tage darauf hat der Georg Meißel und Hammer aus der Hand gelegt.

Gar stolz und glücklich hat er ausgeschaut, wie er, es war schon gegen Abend, die Statue hat in die Kirche stellen lassen.

Aber auch, wie sie schon auf dem Sockel gestanden ist, hat er noch an ihr herumgebastelt.

Die Weiber haben einen ganzen Berg von Tannengrün und künstlichen Blumen herbeigeschafft gehabt. Mit denen war die noch recht feuchte Wand hinter dem Altar überkleidet worden. Die vielen frischen Blumen, die in Töpfen und Körben herumstanden, die sollten erst am frühen Morgen Verwendung finden.

Ich bin am selbigen Abend erst sehr spät ins Gemeindegewirtshaus gekommen. Am Honoratiorentisch waren der Bürgermeister und die anderen Männer der Gemeinde versammelt, und auch der Georg ist bei ihnen gewesen.

Der Jakobi hat das große Wort geführt. Er war ja immer stolz, aber so stolz wie damals hat er sich früher doch noch niemals gezeigt und so wohlgekannt. Sie machten ihm ja auch noch mehr als sonst den Hof!

Es waren auch angesehene Männer aus der Nachbargemeinde da, welche schon am Vorabend der Festlichkeit ins Dorf gekommen waren, um die zeitlich beginnenden feierlichen Handlungen net zu versäumen.

Nur der Pfarrer war heute net da. Der hat Gäste im Pfarrhause zu bewirten g'habt. Es war wie Bienensummen im Wirtshaus, so viele Menschen waren da, und dazwischen hinein hat man die lauten Reden der Honoratioren g'hört. Neben dem Bürgermeister ist selbstverständlich auch der Georg Spadoni gefeiert worden. Auch ihm hat man fleißig zuge-
trunken.

Er mag aber müd' gewesen sein vom angestregten Schaffen der vergangenen Wochen. Ich hab' g'merkt, daß er wenig geredet hat. Er ist auch net lang geblieben. Es war ihm eingefallen, daß er noch in der Kirche eine vergessene kleine Arbeit zu vollenden hat.

Ich bin bald nach ihm heimgegangen. Wie ich an der Kirche vorbeigegangen bin, habe ich ihn drinnen hämmern hören.

Mir ist eingefallen, daß ich ihm vielleicht irgendwie behilflich sein könnte, und ich wollte in die Kirche treten, aber sie war abgesperrt.

Wie ich an der Werkhütte vorüberkommen bin, an der noch am Abend das Steinbildnis gestanden ist, hat gerade der Mond hineingeschienen. Ein buntes Tuch ist auf einem Stuhl gelegen. Ich habe es gleich gekannt. So ein Tuch hat nur die Jakobi-Marie getragen.

Schnell war es wieder finster in der Hütte. Der Wind hat über den Friedhof hin gepfiffen und die Wolken vor sich hergejagt....

Am andern Morgen ist es im Dorfe bekannt worden, daß die Jakobi-Marie nirgends zu finden war. Von Haus zu Haus ist wie ein Lauffeuer die Kunde gesprungen.

Es war schon in der Nacht überall im Dorfe nach ihr gesucht worden. Aber alles Suchen und Herumfragen hat kein Ergebnis gehabt.

Der Krämer hat die Marie ums Dunkelwerden herum in der krummen Gasse gesehen, die vom Kirchenplatz gegen die Schlucht hin führt.

Unter der alten Pappel ist sie gestanden, so, als ob sie auf jemanden gewartet hätte. Er hatte seinen Laden gesperret. Auf den Gruß, den er ihr zugerufen hat, hat sie nicht geantwortet. Erst als er auf seinem Weg zum Gemeindegewirtshaus der Pappel nähergekommen war, hat er bemerken können, daß die Marie nicht allein war.

Ein großer Bursche ist, fast vom Baume verdeckt, bei ihr gewesen. Es ist nicht bekannt geworden, ob nachher noch einer die Marie gesehen hat, und den Burschen hat der Krämer nicht erkannt.

Nur daß er ungewöhnlich groß gewesen ist, das hat er wahrgenommen.

Und die Marie ist abgängig geblieben. Es hat sie weder lebendig noch tot irgend einer wiedergesehen.

Der Jakob Jakobi war wie ein Zrrsinniger, denn sein schönes Kind hat er wirklich gern gehabt.

Und wie ein Zrrsinniger hat sich auch der Georg gebärdet, wie die im Pfarrhause es in aller Gottesfröhe erfahren haben, daß das Mäd'l nirgends zu finden war.

Es hat es ja jeder im Dorf gewußt, daß er in die Marie verliebt war, aber jetzt erst hat es sich gezeigt, wie gar so lieb sie ihm gewesen war.

Er hat sich natürlich auch, und zwar auch ganz vergeblich, an der Suche nach ihr beteiligt und ist tagelang wie ein Märrischer in der Gegend herumgelaufen und ist endlich verstärt und trübsinnig stundenlang allein in der Kirche vor dem neuen Altar gekniet und hat bitterlich geweint.

Ja, ja, es war die rechte Lieb' in ihm gewesen. — Endlich hat es den armen Menschen daheim nimmer gelitten. Da ist er in die Welt hinausgewandert. Vielleicht ist er nach Rom gegangen. Niemand hat es gewußt, wohin sein Weg ihn g'ührt hat."

„Armer Mensch,“ sagte der Maler und nach einer Weile: „Sedenfalls ein recht armer Mensch.“

Er schaute dabei bewegter, als es gerade die Erzählung erfordert hätte, in die Glut des Ofens, die ihren warmen Schein bis weithin auf die weißen Fichtendielen warf.

Finstervalder hatte des zweiten, ein wenig seltsamen Ausrufes nicht geachtet.

Der war mit seinen eigenen Gedanken zu sehr beschäftigt. Nach einer Weile redete er weiter.

„Die Einweihung vom Marienaltar ist nur ein Kirchenfest geworden,“ begann er wieder.

„Keiner in der Gemeinde hat es dem so schwer getroffenen Vater und dem Georg antun wollen, eine weltliche Freude zu zeigen. Das ganze Dorf ist ernst gestimmt gewesen und lang noch so geblieben, denn wenn ein Mensch, den man Tag für Tag voll Lebensfreude um sich gesehen hat, ganz plötzlich nimmer da ist, und wenn man es spürt, daß er nie mehr da sein wird, so macht einen das nachdenklich, und gar sehr nachdenklich macht es einen, wenn auf so ein geheimnisvolles Verschwinden noch anderes Geheimnisvolles und Seltsames folgt.“

„Das ist nach dem Verschwinden der Jakobi-Marie geschehen?“

„Ja wohl.“

„Und das Mädchen ist tatsächlich spurlos verschwunden geblieben?“

„Spurlos verschwunden. — Aber jetzt hören Sie weiter zu! Jetzt komm' ich zu dem Teil meiner Geschichte, den Sie mir mit glauben werden.“

„Erzählen Sie nur.“

„Alsdann, daß die Madonna, die der Georg Spadoni aus seiner großen Lieb' heraus geschaffen hat, ein richtiges feines Kunstwerk ist, das haben viele gesagt, die von solchen Sachen etwas verstehen, und das haben auch Sie gespürt und gesagt. Wir andern haben uns einfach erbaut an der Schönheit und Frömmigkeit, die von der Marienstatue auf uns herunter geschaut hat. Ich freilich hab' mir Gedanken darüber gemacht, wie denn der Spadoni gar so viel Frommes und Heiliges in der Marie ihr schönes, aber doch nur weltlich schönes Gesicht hat hineinlegen können. — Wie das schon ist — nach einiger Zeit, das Steinbild war schon bald zwei Jahr lang in der Kirche — war ich an seinen Anblick schon so gewöhnt, daß es mir nimmer den starken Eindruck von früher gemacht hat.

Ich hab', wie gesagt, das auf die Gewohnheit geschoben, daß ich schließlich mehr die Jakobi Marie, als die heilige

Gottesmutter in der Statue gesehen hab'. Natürlich hab' ich zu niemand davon geredet — wenn schon ich nimmer andächtig hab' davor werden können, den andern wollte ich ihre Andächtigkeit verderben.

Endlich ist es mir aber aufgefallen, daß die zwei Bänkreihen, die der Herr Pfarrer vor dem neuen Altar hat aufstellen lassen, alleweil weniger benützt sind worden und unsre Weiberleut', die anfangs für den Altar viel Blumen gebracht haben, die sind auch nach und nach recht saumselig geworden. Und haben doch sonst so eine so herzliche Verehrung für unsre liebe Frau gehabt!

Ein Bursch war damals im Dorf gewesen, ein meiniger Freund, der auch arg in die Jakobi-Marie verschossen war, der auch ihr Verschwinden miterlebt hat und danach oft vor dem neuen Altar zu sehen gewesen ist.

Schachner-Toni hat er geheißt, und noch am Tag, ehevor er zum Militär eingerückt ist, hat er noch recht andächtig davor gebetet. Nachdem er seine drei Jahre abgedient gehabt hat, ist er wieder heimgekommen und hat auch die Kirche wieder besucht; da hat er mir einmal gesagt, daß die Madonna gar nimmer so fromm und heilig ausschaut wie ehedem und daß es ihm vorkommt, der Stein sei nimmer so weiß und rein, und das wäre merkwürdig, denn sonst bliebe der Saaser Marmor doch hundert und mehr Jahre so, wie er gebrochen worden ist. Das hat er wohl auch andern gesagt, denn bald danach haben das auch andre gefunden und hat sich's im Dorf herumgeredet, daß die Jakobi-Marie mehr und mehr anders wird.

Und um dieselbe Zeit hat es sich zugetragen, daß der Bürgermeister, der noch weit härter und habfüchtiger geworden war, endlich einmal seinen Herrn gefunden hat. Ein Bauer, einer von den mehreren, die er zugrunde gerichtet hat, hat es ihm beweisen können, daß er in einer Schuldscheinangelegenheit einen falschen Eid geschworen hat. Der Herr Jakobi hat die Gerichtsverhandlung nicht abgewartet. Er hat sich erhängt.

An einem Samstag hat er es getan. Im November war es. In der Kirche ist es geschehen, an dem Haken, an dem sonst die Ampel vor der Jakobi-Madonna gehängt ist.

Nachdem die Kirche entfühnt worden war, hat der hochwürdige Herr Propst die zwei Bänke, in die sich jetzt überhaupt niemand mehr gesetzt hat, wegnehmen lassen. Die Leute aber haben dann ohne alle Scheu gesagt, daß sie Furcht vor dem Marmorbild haben, daß es falsch und heimtückisch herunterschaut.

So ist der Altar schließlich ganz verwaist gestanden. Ein Jahr später ist ein Kunstforscher, ein Professor aus Deutschland, zu uns gekommen. Ich habe damals schon hie und da den

Kirchendienst versehen, weil der Sakristan, der vor mir da war, zu kränkeln angefangen hat. So habe auch ich dem Professor die Kirche gezeigt und ihn herumgeführt.

Vor der Jakobi-Madonna ist er lang und ganz betroffen stehengeblieben. Dann hat er gesagt: „Gehen wir schnell von hier weg, hinaus! Ins Freie! Die Madonna, die ist das schönste, liebreizendste Frauenbildnis, das ich jemals gesehen und das unheimlichste und widerwärtigste zugleich. Morgen werde ich es photographieren.“

Der Professor war ein ältlicher, aber noch recht rüstiger Herr. Ich habe es ganz deutlich gesehen, daß ihn ein Schauer geschüttelt hat.

Er ist eilig aus der Kirche gegangen, zum Sternwirt. Er hat in derselben Stube gewohnt, die jetzt Sie haben und von der aus man durch das Kirchenfenster das ewige Licht brennen sieht.“

Finsterwalder hielt im Reden ein und tat wieder einen Schluck.

Der Maler sagte: „So sieht man es von meinem Zimmer aus, darauf habe ich noch gar nicht geachtet.“

Der Sakristan schaute versonnen vor sich hin.

„Nun,“ fragte sein Zuhörer, „hat er die Statue photographiert?“

Der Alte wischte sich über die Augen.

„Nein. Um vier Uhr morgens hat er die Hausleute aufgeweckt, hat anspannen lassen, hat eiligst bezahlt und ist ohne Frühstück davongefahren.“

„Seltsam.“

„Ja, das war merkwürdig, und das hat eine größere Bedeutung gehabt, als wenn die Diesigen gesagt haben, daß die Madonna grau und fleckig geworden ist oder daß die früher so Fromme tückisch und boshaft herunterschaut.“

Das hätte eine Einbildung sein können. Die Leute haben net gewußt, was mit der Jakobi-Marie geschehen ist. Hat sie sich selber das Leben genommen? Hat ein anderer sie umgebracht oder ist sie heimlich fortgegangen? Weil sie nimmer da war, haben die Leute all der Marie ihre Sünden ausgekramt: daß sie den jungen Hinterhofer seinem Weib abspenstig gemacht hat, daß der Tschurtschenthaler-Marti ihretwegen sich dem Trunke ergeben hat und der Prantner-Sepp seine alte, franke Mutter im Stich lassen hat und in die weite Welt hinausgegangen ist, wie er inne geworden ist, daß die Lieb' von der Jakobi-Marie net so viel wert ist wie ein lucteter Seller.

All das und noch viel anderes ist mit der Zeit den Leuten wieder eingefallen, und nach dem grauslichen Tod von ihrem Vater haben sie ganz laut gesagt, daß es dem verliebten Georg

net hätte erlaubt werden sollen, nach einem so leichtsinnigen Frauenzimmer die heilige Maria zu bilden. Ein Frevler sei so etwas, und der wäre auf übernatürliche Art da kundgemacht worden, indem das Steinbild jetzt jedem Furcht einjagt.

So haben die Leute im Dorf geredet.

Der Professor aber, der hat von der Jakobi-Madonna gar nichts gewußt, und doch war auch ihm das Steinbild so unheimlich, daß er nichts mehr damit hat zu tun haben wollte!

Das hat mich recht nachdenklich gemacht."

"Es macht auch mich nachdenklich," warf der Maler ein und dachte dabei an seinen fluchtartigen Rückzug am Morgen.

Der Finsterwalder wischte sich über das buschige Haar und meinte: „Die Sache geht aber noch weiter.

Wie wir den neuen Altar bekommen haben, hat der hochwürdige Herr Propstler jeden Samstag da eine Messe gelesen. Das ist so ein halbes Jahr gewesen, dann hat er plötzlich aufgehört damit. Eine Weile danach ist er mehr und mehr gichtisch geworden, hat um eine Aushilfe gebeten und hat sie auch kriegt.

Der Herr Kooperator war ein sehr temperamentvoller Herr. Wenn er gepredigt hat, hat man's bis zum Sternwirt hinüber gehört, und ist er im Beichtstuhl gesessen, dann haben die Weiber rote Augen und die Mannsleut rote Köpfe gehabt, wenn er 's Kreuz über sie geschlagen hat.

Aber gern haben sie ihn doch gehabt, denn trotz seiner Reschen war er ein sehr lieber, braver Herr.

Er hat wieder damit angefangen, die Samstagmesse am Marienaltar zu lesen; aber net lang hat er es getan. Und von da an ist dort nur eine Messe gelesen worden, wenn ein fremder Geistlicher in unsrer Pfarre zu Gast war. Ich habe damals schon ministriert, und mir ist's aufgefallen, daß die Messen am Marienaltar immer gar so eilig gelesen worden sind.

Sehr schnell waren sie aus, und die geistlichen Herren sind immer merkwürdig schnell aus der Kirche gegangen. Es hat auch keiner der Herren z w e i m a l an dem Altar seine Messe gelesen, und dreimal ist es geschehen, daß die Gastpriester ernstlich krank geworden und schnell wieder fortgefahren sind."

Der Alte schwieg.

Das braungegerbte Leder seiner Wangen war nicht so gut gefärbt wie sonst.

Ganz fahl und grau war es, der Mann sah verängstigt aus, und seine blauen, klaren Augen bohrten sich in den dunkeln Stubenwinkel.

Sein Gast beugte sich weit vor und fragte: „Und Sie, Finsterwalder, sind auch Sie krank geworden? Haben auch Sie etwas Besonderes bemerkt oder gefühlt an diesem Altar?"

„Ich — ich,“ sagte langsam der Alte, und sein Blick schien aus weiter Ferne zurückzukommen, um jetzt voll Ruhe an der Traminerflasche haften zu bleiben, „ich bin lang ein Jäger gewesen. Wissen Sie — erschrecken kann auch ein weidgerechter, braver Jäger, aber fürchten tut er sich nicht. Krank bin ich auch einmal geworden, nach der letzten Messe, die einer bei dem verfl — —, bei dem besagten Altar gelesen hat — und meinem guten, lieben Herrn Pfarrer, dem hochwürdigen Herrn Florian Brepichler, habe ich in die Hand hinein versprochen, daß ich nichts darüber sag’.“

„Ueber was?“ forschte der Maler.

Da blickte ihn der Alte, der seine Ruhe schon wieder gefunden hatte, schalkhaft an und sagte: „Trinken wir noch eins.“

Und als sie getrunken hatten, redete er weiter, redete freilich von ganz andern, als sein Gast erwartete.

„Den Spadoni-Georg haben wir nur noch einmal im Dorf gesehen.“

Ich war damals schon Sakristan da.

An einem schönen Sommermorgen ist er plötzlich vor dem Pfarrhof gestanden; er war nimmer derselbige, als der er gegangen ist. Vorzeitig alt hat er ausgesehnt und auch recht verwüstet. Er muß in all den Jahren her ein ungutes Leben geführt haben.

Der hochwürdige Herr Brepichler war net daheim, wie der Georg bei ihm vorgesprochen hat. Weit oben im Gebirge war er, bei einem kranken Pfarrkind, und ist erst beim Abendläuten über die Brücken hergekommen, gerade recht, um arg zu erschrecken.“

„So — so,“ sagte Korner, „hat das Steinbild wieder etwas angestellt?“

Es lag kaum etwas von Spott in der Frage. Und dem Finsterwalder entging auch dieses wenige. Er nahm die Frage sichtlich ernst, zuckte die Schultern und entgegnete: „Na, warten Sie nur. Ich erzähl’ ja schon. — Der Georg hat sich den ganzen Tag hübsch zu mir gehalten, hat sich auch nicht im Pfarrhof verköstigen lassen, ja ist nicht einmal ins Haus gegangen, was mir recht seltsam vorgekommen ist. Er müßt erst mit seinem Oheim reden, ehe er Gast im Pfarrhof sein kann, hat er zu mir gesagt, und da hab’ ich mir gedacht: „Fast sicherlich ein rechtes Lumpenleben geführt, schaußt ja auch ganz danach aus“. Er hat aber auch ausgesehnt wie einer, der recht unglücklich ist, und deswegen hab’ ich ihn freundlich eingeladen, daß er einstweilen mein Gast sein soll, und das hat er angenommen und ist mit mir in mein Häusl gegangen und meine alte Burgl hat uns einen Gamsbraten mit Knödeln gekocht.“

Er aber hat gar keinen Hunger gehabt. Mein Häusl ist das, wo jetzt der Schuster drin wohnt. Von der Stuben aus sieht einer den Friedhof und die Kirche.

Die Burgl hat mir hintennach erzählt, daß der Georg, den ich manchemal ja hab' allein lassen müssen, weil ich im Pfarrhaus und in der Kirche zu tun gehabt habe, oft am Fenster gestanden ist und hinübergeblickt hat, und dabei hat er gar nicht gut ausgeseht.

Gegessen also hat er wenig, aber zum Trinken hab' ich ihn net nötigen müssen, und vorher und danach war es wie ein Sieber in ihm.

Geredet hat er wenig. Gerade herausziehen hat man ihm die Worte müssen. Und von seiner Kunst hat er gar nichts geredet.

Mir ist's aber auf der Zungen gesehen, von dem Kunstwerk zu reden, das er in unsrer Kirche aufgestellt hat und das längst niemand mehr mögen hat, und auch die Frage hat mich gewürgt, warum er sie denn noch net angeschaut hat, seine Jakobi-Madonna.

Und da hab' ich von dem alten Jakobi zum Erzählen angefangen und davon, was für ein schlechtes End' der genommen hat. Da hat der Georg ganz still zugehört, und ganz grau im Gesicht ist er geworden, wie er gehört hat, wo der Jakob Jakobi sich aufgehängt hat.

Aber geredet hat er nicht. Hat die Zähne in die Lippe gebohrt und hat die Hände geballt.

Mich hat es gewundert, daß die Sack' ihm so nahe gegangen ist.

Am Nachmittag hab' ich auswärts zu tun gehabt, und wie ich wieder einmal heimgelommen bin, hat die Burgl mir gesagt, daß der Georg fortgegangen ist.

Dann ist es Abend geworden, und ich bin läuten gegangen. Wie die Glocke ausklingt, ist mir's, als ob in der Kirche jemand laut redet.

Halt, denk' ich, das ist kein Gebet, das ist ja ein Streit, wer ist denn da unten? Und ich renn' die paar Stufen vom Läutkammerl hinunter. So eilig hab' ich's gehabt, daß ich mich bald erfallen hätt', und ganz kalt ist mir geworden, weil ich schreien gehört hab', ganz erschrecklich schreien.

Gerade komm' ich in's Vorhaus von der Kirche, da rennt einer an mir vorbei: der Georg ist's; bleich, mit einem ganz fremden Gesicht.

„Spadoni,“ schrei ich; er hört net auf mich.

Er taumelt an das offene Tor, stiert vor sich hin und rennt dann weiter. Ich ihm nach. Auf die Brücke geht die wilde Jagd zu. Ich denk', er will sich hinunterstürzen, aber nein — er rennt weiter und jagt jenseits der Straßen dahin, bis er an der Biegung verschwindet.

Und an der Brückenmauer lehnt der hochwürdige Herr Brepichler und schaut und schaut und ist ganz blaß und fragt:

„War das nicht — war das nicht...?“ Mehr hat er net reden können und knickt völlig ein, wie ich sag': „Ja, das war der Georg Spadoni.“

Darauf hab' ich den hochwürdigen Herrn in den Pfarrhof geführt.

Die paar Leut', die das Rennen auch mit angesehen haben, haben mich danach gefragt, ob der, dem ich so nachgelaufen bin, wohl ein Kirchendieb gewesen ist, aber ich hab' ihnen darauf keine Antwort gegeben.

Dem Herrn Pfarrer hab' ich natürlich erzählt, wie sich sein Schwestersohn am selbigen Tag benommen und was er geredet hat.

Am andern Tag und die Tage danach hat der Pfarrer überall, auch in den nächsten Gemeinden, dem Georg nachforschen lassen, aber der war verschwunden.

Nach vorläufig fünf Wochen ist ein Geistlicher aus Innsbruck zu uns gekommen, ein Kurat aus dem Landeshospital. Lang hat er mit dem hochwürdigen Herrn Propstler zu reden gehabt, und gar ernst und still sind sie danach in die Kirche hinübergewandert, und auch dort sind sie lang und ganz allein beisammen gewesen.

So bleich und aufgereggt wie bei diesem Besuch hab' ich unseren guten alten Herrn Pfarrer vorher noch nie und nachher nur noch einmal gesehen, das war am Tag danach.

Der Herr Kurat war noch immer da, und zwei Herren vom Gericht sind nach ihm am Vormittag auch eingetroffen. Ich hab' den Maurertoni rufen müssen, und wir alle sind in die Kirche gegangen, die ich hab' absperrern müssen.

Der Toni und ich haben den Altartisch, den ich schon früher abgeräumt hab', weit von der Wand weggestellt, haben das Steinbild vom Sockel gehoben und haben es auch aus dem Weg geräumt und den Sockel dazusetzen, und der Toni hat zum Arbeiten angefangen.

Er hat den Auftrag gehabt, unten an der Wand, die er selber dereinst aufgeführt hat, einige Lagen Ziegel herauszunehmen.

Die vier Herren sind in den Kirchenstühlen gesessen. Die drei Fremden haben dem Toni aufmerksam zugehört. Der Herr Pfarrer aber hat die Hände vorm Gesicht gehabt, und sein silberweißer Kopf war tief, tief gesenkt.

Die Mauer, die der Toni vor der Nische dormaleneinst aufgeführt hat, war nur einen Ziegel dick. Sie war also damals sehr bald fertig geworden und war jetzt sehr schnell durchbrochen.

Keine halbe Stunde hat es gedauert, und der Toni hat ein Loch hineingemacht gehabt, groß genug, daß einer hätte hineinschließen können. Die etlichen dreißig Ziegel hat er

fäuberlich seitlich aufgespeichert gehabt und hat den trockenen Mörtel gerade zusammengewischt; da hat der eine der Gerichtsherrn mir geschafft, ich soll ein Licht anzünden.

Da hab' ich einen Leuchter genommen, der früher auf dem Marienaltar gestanden ist, und hab' die Kerze angebrannt. Und da hat der Herr Pfarrer aufgeschaut, und seine Augen haben hergeschaut wie die von einem Reh, das einen Blattschuß kriegt hat. Mir hat das Herz weh' getan, und meine Hand hat zu zittern angefangen, denn jetzt hab' ich schon ganz sicher gewußt, was hinter der Wand zu finden war.

Der Gerichtsherr hat mir den Leuchter aus der Hand genommen und hat sich vor das Loch hingekniet.

Der Toni war auf die Seite gerutscht und hat mich angeschaut und hat mir zugnickt. Ganz weiß ist sein Gesicht gewesen, und er hat sich den Schweiß abgewischt, den ihm net die kleine Arbeit, sondern ein großes Entsetzen ausgetrieben hat.

„Der silberne Anhänger — der silberne Anhänger, ich hab' ihn gleich erkannt!“ hat er ganz laut gesagt, und ganz laut hat auch der Gerichtsherr gesagt: „Der Unselige hat die Wahrheit einbekannt. Hier liegt das Opfer seines Jähzorns.“

Ein paar Minuten später haben der Toni und ich die Jakobi-Marie aus der Nische herausgeschafft gehabt.

Der Leichnam war wie Leder geworden. Verschrumpft und braun, und noch viel kleiner als das zierliche Mädl im Leben war, ist sie vor uns auf den weißen Fliesen gelegen, und etwas von der einstigen Schönheit war noch in dem starren Gesicht, aber noch etwas andres war darin, ein Grinsen, das schauerlicher war, als was ich jemals vor- oder nachher gesehen hab'.

„Erdroffelt hat er sie. Es ist auch das richtig,“ sagte der Gerichtsherr, und wir alle haben auch das sehen können. Die Kropfperlen, die breit um ihren Hals gelegen sind, waren an vielen Stellen zerdrückt.

„Herrgott! Herrgott!“ hat der hochwürdige Herr Pöppichler aufgeschrien. Er ist jetzt vor der Toten gestanden. Aber schnell hab' ich zugreifen müssen, sonst wäre er hingefallen.

Noch am selben Vormittag haben wir die Jakobi-Marie in einen Sarg gelegt, so wie wir sie gefunden haben, in ihren feinen Kleidern, die freilich wie Zunder waren, und mit ihrem Schmuck, aus dem die grünen Steine wie Schlangenaugen glitzerten.

Und am selben Tag ist sie begraben worden. Aber net der Herr Pfarrer war dabei, der ist krank gelegen; der Herr Kurat hat die Unglückliche eingesegnet. Das ganze Dorf war

auf und dabei, und noch wochenlang haben die Leute von nichts anderem geredet, als von der Auffindung der Jakobis-Marie und vom Georg Spadoni, der im Innsbrucker Spital vor seinem Sterben dem Herrn Kuraten eine reuevolle Beichte abgelegt hat. Er hat damals, ehe er abends ins Wirtshaus gegangen ist, die Marie bei einem Stelldichein mit einem Burschen in seiner Werkhütte erwischt. Derselbige Bursche, ihr Better, ein echter Wellischer, ein riesenlanger, aber feiger Kerl, ist sofort ausgerissen, wie er den Georg hat kommen sehen, und die Marie hat sich herausreden wollen; nur ein Abschiednehmen wär' es gewesen, denn der Vittorio Cretto, der eine Zeitlang Gast der Jakobis war, hätte wieder zu seinem Mailänder Regiment stoßen müssen. Dem Georg aber war die Art dieses Abschiednehmens zu heiß gewesen, und der Zorn hatte ihn übermannt.

Er hat das Mäd'l gewürgt, bis es leblos niedergesunken ist."

"Und dann ging er ins Wirtshaus?" fragte, den Kopf schüttelnd, der Maler.

Finsterwalder nickte.

"Was wollen Sie? Der Selbsterhaltungstrieb ist ja schier das Stärkste in allem, was lebt. Er ist dort als Ehrengast erwartet worden. So hat er nicht ausbleiben können, wenn er nicht den Verdacht sofort hat auf sich lenken wollen. Im Wirtshaus ist ihm dann der Gedanke gekommen, die Marie verschwinden zu lassen. Deswegen hat er sich noch in der Kirche zu tun gemacht. Die Mauer vor der Nische war noch naß, Mörtel und Werkzeug waren noch ganz in der Nähe. Das schreckliche Werk war bald geschehen. Das Keisig, die Blumen haben bald das Grab der Marie verhüllt, vor dem am Morgen alles in schönster Ordnung war, und dann hat niemand mehr die Aufregung des Mörders auffallen können. War er doch sozusagen schon der Bräutigam der Verschwundenen gewesen."

"Sehr richtig, lieber Finsterwalder."

"Wie der Herr Pfarrer sich wieder ein Bissel erholt gehabt hat von der fürchterlichen Entdeckung, hat er mir befohlen, das unheimliche Steinbild auf den obersten Kirchenboden zu schaffen."

Das hab' ich gern getan. Es ist noch immer in der Kirche in dem Winkel gestanden, in dem der Toni und ich es an jenem Morgen hingestellt haben.

So hab' ich's also mit dem Toni auf den Boden getragen. Es war eine graußige Arbeit. „Die macht sich schwer, die will net hinauf," hat der Toni ein paarmal gesagt, und mir ist's wirklich auch so vorgekommen, als ob er recht hätte.

Wie wir in die Glockenstube mit ihr kommen, fällt sie uns plötzlich aus den Händen. Es war gerade so, als ob sie sich gewunden und einen Sprung gemacht hätte. Ich kann's net anders sagen.

Wir waren beide erschrocken.

„Ist's dir auch so über den Rücken gelaufen?“ fragt mich der Toni und wischt sich den Schweiß von der Stirn und schaut schein auf das Steinbild, das uns gräuslich anlacht.

„Fass' sie wieder an,“ heiße ich den Toni. „Wir müssen sie ja hinaufbringen, ob sie will oder nicht,“ muß ich dabei denken; da spuckt er sich in die Hände und will wieder zugreifen. Die linke Schulter bleibt ihm in der Hand und mir der linke Fuß, und ein Stück der Weltkugel mit dem Schlangenkopf rollt unter das Gebälk, fährt an den Glockenrand und stürzt hinunter. Wie ein Schrei ist's, als der Stein unten zerschellt.

Der Toni ist plötzlich wild geworden.

Er gibt der Schulter einen Stoß, und als ob ich's müßte, stoße ich an den abgebrochenen Fuß. Auch die zwei Stücke fallen in die Tiefe und zerstioben unten, und wir zwei schauen uns befriedigt an.

„Einstampfen sollt' man sie,“ knurrt der Toni und reißt das Steinbild wütend in die Höhe, „war im Leben nichts wert, und ist auch jetzt noch falsch.“

Danach haben wir zwei starke Männer die Jakobi-Marie (Madonna hat das Steinbild schon lang bei niemand mehr geheißten) auf den Oberboden getragen.

Beim Hinuntergehen — wir sind sehr schnell gegangen — bin ich gestürzt und hab' mir dabei den Arm verrenkt, und wie wir unten angekommen sind, bin ich auf einen Splitter von dem zersprungenen Stein getreten. Ich hab' derbes Schuhzeug gehabt. Es war glatt durchgerissen.“

„Zufall,“ sagte der Maler, und der Finsterwalder gleichmütig darauf: „Möglich. Der Toni aber hat nur zwei Worte gesagt: „Das Luder!“ und hat mir seine hartgearbeiteten Hände dabei gezeigt. Sie waren voll Blasen; die haben net anders ausgesehant als wie Brandblasen.“

„Merkwürdig.“

„Ja, merkwürdig! Er hat sie dann in den Weihbrunnkeffel gesteckt.“

„Nun — und?“

„Nach einer Viertelstund' waren die Blasen weg, so hat er mir später gesagt.“

Korner langte nach seinem Glase.

Finsterwalder tat wie er.

Die zwei schwiegen eine Weile.

Korner enthielt sich einer Bemerkung, die ihm über Tonis Mitteilung bezüglich der Heilung der „Brandblasen“ auf der Zunge saß.

Er wollte da nicht spotten, wo es sich um eine liebe Glaubenssache handelte.

Ueherdies setzte der Alte seine Erzählung schon wieder fort.

„Das,“ begann er, „was ich über den Hergang bei dem Mord weiß, das hat mir der hochwürdige Herr Pöppichler gesagt. Nachdem die drei fremden Herren abgeweist waren, hab' ich oft bei dem Herrn Pfarrer sitzen müssen. Er, der sonst ganz gern allein war, hat von der Zeit an gern wen um sich gehabt, und ich war ihm halt der Nächste und war halt auch immer zu haben.

Der Doktor hat net sagen können, was ihm eigentlich fehlt. Wirklich alt und schwach war er sozusagen in der Zeit geworden, in der die Innsbrucker Herren da waren, und er hat sich nimmer erholen können.

Der Herr Kurat hat vom Georg Spadoni den Auftrag gehabt, alles bekanntzugeben, was er ihm auf seinem Sterbelager mitgeteilt hat. Es muß allerhand Schauerliches dabei gewesen sein, von dem der Herr Pfarrer mir nichts gesagt hat. Aber aus mancherlei Bemerkungen des Kranken hab' ich's wohl erkannt, daß der Georg damals in der Kirche etwas Graufiges erlebt haben muß. Aber, wie gesagt, was das war, darüber hat der Herr Pfarrer geschwiegen.

Im Herbst ist es mit ihm zu End' gegangen. In der Nacht, in der er gestorben ist, hab' teilweise ich bei ihm sein dürfen, da hat er noch manches gesagt, worüber ich heut' noch nachdenk'. Hat auch einmal unruhig auf seiner Tuchent herumgefingert und gemurmelt: „Ich weiß jetzt wohl — es war kein richtiger Frauenaltar,“ und dann hat er wehmütig gelächelt und gesagt: „Lieber Finsterwalder, hätt' ich doch Geld genug gehabt für einen Floriani-Altar.“

Das war das letzte, was er zu mir geredet hat.

Schon viele Wochen, ehevor er gestorben ist, hat er seinen Kirchendienst nimmer versehen können, darum haben wir eine Aushilf' kriegt. Vater Anselm hat derselbige geistliche Herr geheissen. Er war ein Kapuziner, ein Bauernsohn aus dem Zillertal, ein allzeit fröhlicher Mann, dem ein Jagerrock auch net übel gestanden wär'. Stämmig war er und groß, hat sich immer bücken müssen, sobald er zu der Thür dort hereingegangen ist.

In seinen letzten Tagen hat der hochwürdige Herr Pöppichler mit ihm von der Jakobi-Marie geredet. Ich war net dabei. Aber ich hab' es gewußt, weil der Vater auf einmal aller-

hand Fragen an mich gestellt hat, die sich auf die Marie und ihr steinernes Konterfei bezogen haben. Und er war gar nachdenklich dabei. Zwei Tag ist unser alter Herr Pfarrer in dem gemüthlichen Kirchhofwinkel gelegen, den er sich bei Lebzeiten als seine letzte Ruhestätte ausgesucht hat, da hat der Vater Anselm zu mir gesagt: „So, Finsterwalder, jetzt gehen wir hinauf.“ Ich hab' net zu fragen brauchen, wo das Hinauf ist, hab' den Kirchbodenschlüssel geholt, bin halt mit ihm gegangen und hab' ihn auf den Oberboden zu dem hinterstem Trambalken geführt. Im Hinaufsteigen sagt er: „Ein Kunstwerk soll es sein? Schade, daß ein solches verspinnweben muß.“

„Ach,“ sag' ich, „da spinnt keine Spinnerin.“

Darauf hat er den Kopf geschüttelt und ist weitergegangen.

Der Maler hatte sich jählings aufgerichtet.

„Wahrhaftig,“ sagte er ein wenig erregt, „die Statue ist ganz frei davon, und ringsum im Boden hängen doch so viele Gewebe.“

„Und Staub ist auch genug droben,“ setzte der Sakristan hinzu, blinzelte seinen Gast an und fragte: „Haben Sie aber auf dem Steinbild auch nur eine Spur von Staub gesehen?“

„Keine Spur. Daß mir das nicht eingefallen ist! Das ist wirklich seltsam.“

„Gelt? Wie ein Museumsstück so sauber ist sie gehalten und lehnt doch schon so viele Jahre dort an der Wand, gibt das net auch zu denken?“

„Sicherlich ist das recht merkwürdig.“

„Sehen Sie, das hat auch der Vater Anselm gefunden.“

Lang, lang ist er vor dem Steinbild gestanden und hat es aufmerksam angeschaut, und ich hab' ihn angeschaut. Hab' gesehen, wie er, die Madonna immer fest im Aug' behaltend, langsam rücklings von ihr zurückweicht. Die Farb' ist aus seinem Gesicht geschwunden, und aus seinen Augen hat der Born geblitzt. Und wissen Sie, was er gesagt hat?

„Du bist der Schlange auf den Kopf gestiegen?“

Du Ungut, du lästerlicher! Wart', ich wer dir auf den Kopf steigen!“

Dabei hat er die Hände geballt und hat dann zu mir gesagt: „Recht ist's, da soll sie stehenbleiben. Die Sache muß untersucht werden, das werde ich veranlassen, und dann wird wohl ein End' damit sein.“

Wieder langte der Sakristan nach dem Glase und trank bedächtig.

„Nun — wurde die Sache untersucht?“ fragte nach einer Weile der Maler. „Versinken Sie nicht wieder in Nachdenken.“

„Wir sind wieder hinuntergestiegen vom Boden,“ redete Finsterwalder weiter, „der Vater hat die nächsten Tage nicht viel geredet, und eine Woche darauf ist er brieflich abberufen worden.“

Ein Ersatz für ihn war schon unterwegs.

Ich hab' mich nicht zu fragen getraut, was er tun wird, und er hat nichts darüber gesagt.

„Dann ist unser jetziger Herr Pfarrer angekommen.“

„Nun, und?“

„Was soll ich denn noch sagen?“

„Was weiter geschehen ist.“

„Na — nichts.“

„Die Sache ist nicht weiter verfolgt worden?“

„Ich glaube nicht.“

„Aber der jetzige Herr Pfarrer hat doch sicherlich davon erfahren?“

„Ja.“

„Wie stellt er sich zu all diesem Sonderbaren, zu all diesem Unglaublichen?“

„Unglaublich? Na, sehen Sie, da sind wir schon.“

„Wo sind wir?“

„Ich hab' es Ihnen ja gleich gesagt, daß Sie mir nicht glauben werden.“

„Finsterwalder — es ist ja auch —“

„Net zum glauben. Ja — sehen Sie, zuerst war ich ein gelernter Jäger, und wenn so einer etwas Seltsames erzählt, heißt es: „Das ist Jägerlatein.“ Dann bin ich ein gelernter Mesner worden, und wenn so einer etwas Seltsames erzählt, heißt: „Der gute Mann ist halt abergläubisch.“ Und darum wäre es das Gescheitere gewesen, ich hätt' das Maul gehalten.“

„Nein, nein, Finsterwalder, so ist es nicht.“

„Doch, doch, Herr Korner, so, genau so ist's.“

Seit Jahren war kein Mensch mehr auf dem oberen Kirchenboden, und das war gut. Und wenn Sie nicht so neugierig wären, hätten Sie die Jakobi-Marie niemals zu Gesicht gekriegt, und das wär' auch gut gewesen, denn dann wär' diese unheimliche Geschichte net wieder aufgerührt worden, und Sie hätten mir net so zusehen können, Ihnen all das zu erzählen, was Sie mir doch net glauben.“

„Manches glaub' ich ja davon. Und es ist mir sehr lieb, daß Sie mich hinaufgeführt haben.“

„Auf den oberen Boden, dorthin hab' ich Sie net geführt, dorthin sind Sie selber gegangen.“

„Und Sie mit.“

„Aber net gern. Wahrhaftig net gern! Net, weil ich mich fürcht'! Wenn einer sich siebzig Jahr' lang nicht gefürchtet hat,

lernt er das Fürchten nimmer. Aber Thretwegen war es mir bang.“

„Meinetwegen?“

„Es ist schon so. Ich wollt' net, daß Sie das Steinbild sehen. Das hat noch keinem gut getan.“

„Aber Finsterwalder!“

„Soll ich Ihnen sagen, wie es dem Vater Anselm gegangen ist?“

„Nun?“

„Das hab' ich schon gesagt, daß er ganz schweigsam geworden war.“

„Ja.“

„Und er ist auch krank geworden. Die letzten drei Tage, die er da war, haben wir keine Mess' mehr gehabt. Gefiebert hat er und an Schwindel hat er gelitten. Völlig hin und her gerissen hat es ihn, und er — gerade so, wie die andern fremden Geistlichen vor ihm — ist sehr froh gewesen, daß er hat gehen können.“

„Und Sie sind nie krank geworden nachdem Sie am oberen Boden gewesen waren?“

Und Sie haben nie — so ganz für sich — Merkwürdiges in bezug auf diese Jakobi-Marie wahrgenommen oder erlebt?“

So forschte, sich dem Alten weit entgegenneigend, der Maler.

Da tupfte Finsterwalder ihn auf dem Arm, beugte sich zu ihm und sagte, ihm fest in die Augen schauend: „Sie fragen immer. Immer fragen Sie. Lassen Sie jetzt einmal mich fragen. Haben denn Sie nichts, gar nichts Sonderbares empfunden, wie Sie gestern vor dem Steinbild gestanden sind? — Und — heute, heute früh — was hat Sie denn heute früh da hinaufgetrieben?“

Nur Neugier?“

„Sie wissen?“ fragte Korner ein wenig verlegen.

Der Alte lachte.

„Als ob in einem so kleinen Nest einer etwas tun könnte, ohne daß es die andern erfahren.“

„Wer hat es Ihnen gesagt?“

„Unsre Wirtschasterin, der hat's die Sternwirt-Kesl erzählt, daß Sie Ihren Rock heut' zum zweitenmal ganz staubig gemacht haben — bei der Umframerei auf dem Kirchenboden.“

„So — gerade auf dem Kirchenboden?“

„Ja. — Mein Inwohner, der Schuster, hat der Kesl nämlich gesagt, daß er Sie hat heut' wieder von der Kirche aus in den Turm hinaufsteigen sehen. — Also reden Sie! — War es richtig nur Neugier, was Sie noch einmal da hinaufge-

trieben hat? Und warum sind Sie denn dann gar so eilig heruntergekommen? Gar so auffallend eilig. „Wie einer, der verfolgt wird, hat der Schuster gesagt.“

Der Alte lächelte seltsam bei all diesen Fragen, und der Maler war verlegen geworden.

Er hatte ja tatsächlich auch ein inneres Erlebnis im oberen Kirchenboden gehabt, hatte eine große Scheu, ja geradezu Furcht empfunden, Furcht, die sich ein paar Augenblicke bis zum Grauen gesteigert hatte.

Die Wirbelsäule hatte es ihm eingebogen, kalt war es ihm über den Rücken gelaufen, ein Murmeln hatte er gehört und hatte sekundenlang gemeint, nicht der einzig dort oben Weilende zu sein. Kurz und gut, er war davongelaufen, davongelaufen wie ein Kind, das sich fürchtet.

Und das aufrichtig dem alten Mann zu sagen, dazu war er schon bereit, fing auch schon zu reden an.

„Gewiß, lieber Finsterwalder — auch ich habe da oben —“

Weiter kam er nicht. Die Thür wurde geöffnet. Die Toni steckte den grauen Kopf in die Stube und sagte: „S'chwind' soll'n S' zum Herrn Pfarrer kommen. Er find't die Schriften nit, die der Stranleitner heut' fruah bracht hat.“

Der Sakristan stand schon auf.

„Alsdann sag' ich gute Nacht, Herr Korner.“

Ich weiß jetzt schon, daß es mit Ihrem „Nichtglauben“ net weit her ist. Und morgen reden wir weiter.“

Ein Händedruck, und die Männer verließen das trauliche Stübchen.

* * *

Korner, der phantasievolle Künstler, war zeit seines Lebens Eindrücken leicht zugänglich gewesen und war solchen jetzt, da er noch immer nicht völlig gekräftigt nach schwerem Kranksein war und der Zustand seiner Nerven noch viel zu wünschen übrig ließ, mehr als sonst geneigt, fremde Einflüsse auf sich wirken lassen, ohne ihnen besondere Kraft entgegenzusetzen zu wollen und zu können.

Oft und oft war einst im Kreise seiner Kunstgenossen, denen Männer verschiedenster Geistesrichtung angehörten, auch von Uebersinnlichem geredet worden, und nicht nur die paar Phantasten unter ihnen glaubten an das Vorhandensein von so manchem Unerklärlichen, das sie erlebt hatten oder erlebt haben wollten, auch die ganz ruhig Denkenden mußten zugeben, daß es Vorkommnisse auf Erden gäbe, die, weil sie einwandfreie Zeugen hatten, nicht einfach hinweggeleugnet werden können, die aber auch niemand so recht zu deuten vermag. Ganz abgesehen von dem eigentlichsten, noch ganz in Geheimnis

gehillten Wesen sämtlicher Naturkräfte, deren Walten wir wohl sehen und deren manche auszunützen dem menschlichen Geiste gelungen ist, sind ja schon die oft ganz unerklärliche Sympathie und Antipathie, die wir für und gegen irgend etwas oder irgend jemand hegen und doch immer eine Ursache hat, sowie die unzähligemal bewiesene Kraft des menschlichen Willens etwas Rätselhaftes, und rätselhaft sind uns ja auch Leben und Tod.

Kurz, unser ganzes Dasein ist von Rätseln erfüllt; wir denken jedoch nur über solche nach, die uns ganz besonders auffällig werden, und solch einem stand der junge Maler jetzt plötzlich gegenüber.

Die Beklemmung, die ihn vor dem Steinbildnis überkam und die sich bis zum Grauen gesteigert hatte, die war solch ein Rätsel, und dieses vertiefte sich für ihn, seit er durch Finsterwalder erfahren, daß es auch andern - vor der Statue so ergangen war wie ihm.

Der alte Sakristan war kein Phantast und kein Lügner, der war ein einfacher, nüchterner und pflichtgetreuer Mensch, das wußte Korner schon.

Die allgemeine Achtung, die der alte Mann im Dorfe genoß, und des Malers eigene, allerdings noch junge Erfahrung hatten ihm das gesagt. Finsterwalder wollte ja übrigens gar nicht, daß er das Steinbild zu Gesicht bekäme, und da er das nicht hatte verhindern können, wehrte er sich wenigstens dagegen, darüber zu reden.

O nein, dem war es nicht darum zu tun, die gruselige Geschichte an Mann zu bringen, die Korner heute gehört hatte und die ihm nun so im Kopfe herumging, während er, um noch ein wenig die frische Luft zu genießen, noch einen Gang durch das Dorf machte.

Es regnete nicht mehr. Der Himmel war wolkenlos. Ein frischer Wind hatte ihn reingefegt.

Die Mondsichel stand wie aus Silber geschnitten im lichten Blau da oben, und in herrlicher Klarheit funkelten die Sterne.

Ganz scharf zeichnete sich das Profil der nachtschwarzen Berge gegen den Himmel ab, und schwarz lagen die Schatten der Häuser und Bäume auf der sauberen Straße.

Auf seinem Rückweg ging Korner am Sternwirthshause vorbei und hielt auf die Kirche zu.

Zum erstenmal beachtete er es, daß das ewige Licht durch eines der hohen, schmalen Fenster zu sehen war. Es nutete ihn recht freundlich an.

Die Thür, die den Friedhof einschloß, in dessen Mitte die Kirche stand, war leicht zu öffnen.

Er trat ein. So friedlich lagen die Gräber da, so liebevoll neigten sich die Sträucher und Blumen, welche die Liebe hier gepflanzt hatte, über den Hügel.

Ein Vogel zwitscherte irgendwo im Gezweig, und der Wind sang hoch oben in den Lüften noch sein Nachtlied. Korner empfand das alles als wunderschön, als beruhigend.

Hier, zwischen Tod und Verwesung, blieben seine Nerven ganz ruhig, und dort oben, unter dem steilen Dach, sollten sie ihm einen lächerlichen Streich gespielt haben?

Nachdem er eine Weile an dem wirklich lieblichen Ort des Friedens umhergewandelt war, ging er heim und hatte eine gute, eine sehr gute Nacht.

Am nächsten Tage war ein wahrhaft herrliches Wetter.

Funkelndes Sonnenlicht erfüllte die Luft mit Glanz und Wärme und trocknete eilig die Lachen, die noch auf der Straße standen.

Die Sternwirtin brachte ihrem jungen Inwohner das Frühstück, und während er sich ansah, es mit der richtigen Eßlust eines schon fast Genesenen zu verzehren, sagte sie in bedauerndem Tone: „Schad', daß Sie heut' das Mittagess'n versäum'n werd'n.“

„Ja, warum werde ich es denn versäumen?“ fragte er verwundert.

„Na, bei dem guat'n Wetter werd'n Sie doch nit im Dorf bleib'n,“ meinte sie. „Heut' wär's g'rad' recht zu oan Ausflug auf unser Alm.“

„Das ist wahr,“ sagte Korner, „aber drei Stunden bergan! Meint die Frau Mutter nicht, daß das für so einen Hascher, wie ich noch einer bin, doch zu viel werden wird?“

Die Sternwirtin schüttelte den Kopf.

„Sagt sind S' kua so a g'schlagener Hascher mehr, als wia S' herkommen sein. Wöllig rot und dick sein S' word'n in den paar Wochen.“

„Das macht die gute Kost im Sternwirts haus“, entgegnete er lächelnd.

„Dös a,“ sagte die Frau selbstbewußt, „aber i moan a uns're Luft und die Ruh', die S' da hab'n. Kurzum, ich glab' wohl, daß S' den Weg mach'n könnt'n.“

„Ich kenne diesen Weg so gar nicht, und er soll nicht leicht zu finden sein.“

„Aber unser Jörgl kennt 'n, und der muß heut' Käse und Butter hol'n.“

„Ah, dann gehe ich auch,“ sagte der Maler schon recht lebhaft, „mit Ihrem lieben Bub'n wird mir der Weg viel kürzer werden.“

„Na, söchen S'. Und gar oft hat der Jörgl ja nit Zeit.“

„Also abgemacht, ich gehe mit. Aber jetzt sagen Sie, Frau Mutter, was für gute Sachen versäume ich denn heute Mittag?“

„A Brennsupp'n, an Gamsruck'n mit Knödl'n, auf den S' Ihnen schon so lang' freu'n — der Jager hat 'n g'rad' vorhin abg'liefert — und a no Topfenbaunz'n.“

„Gamsruck'n mit Knödl'n,“ wiederholte der Maler schwärmerisch, „den zu versäumen ist freilich betriüblich.“

„Na, ess'n S' ihn halt um etlene Stunden später. Ich heb' schon oan außerordentliche Portion für auf d' Nacht auf, und ihr seid's wohl schon um die Vesperzeit wieder da.“

„So!“

„Freilich! Aufbrech'n müß'n S' aber glei jast. Der Jörgl wart' schon. So kömmt's beim Aufstiege in die Stib' hinein.“

„Also gut. Brechen wir auf,“ sagte Korner und setzte dann hinzu: „Aber jetzt sagen Sie mir, Frau Mutter, wenn das so eilig sein muß, warum haben Sie mich denn nicht zeitlich aufgeweckt?“

„Hab' ich amerst tan. Um sechs war ich zum zweitemal schon an Ihrer Tür und hab' g'klopft, aber Sie waren ja nit zum d'erwecken.“

„So! So gut habe ich auch dieses Mal geschlafen?“ meinte er verwundert.

Die Frau war jetzt auch verwundert. Sie schüttelte den Kopf.

„Ja, z'wegen was hätt'n Sie denn g'rad' in der Nacht nit gut schlafen sollen?“ erkundigte er sich.

Darauf fragte auch der Maler etwas, etwas, das sie gar nicht verstand.

„Haben Sie ein gutes Gedächtnis?“

„Ich moan schon.“

„Und Sie sind, wie ich glaube, in diesem Dorfe geboren?“

„Sell wohl, 's ist mei Hoamat.“

„Haben Sie auch den Herrn Pfarrer Brebichler noch gekannt?“

„Na, hör'n S', was Sie alles z'samm' frag'n! Freilich hab' ich den hochwürdig'n Herrn Brebichler noch guat kennt. Wie er g'storb'n ist, war ich ja schon bald zehn Jahr' alt.“

„Um jene Zeit herum ist da im Dorf etwas Seltsames vorgekommen?“

Die Sternwirtin schaute jäh auf.

„Red'n Sie von der Jakobi-Marie?“ fragte sie gedehnt. Korner nickte.

Die Frau fuhr sich über die Stirn.

„Laucht die Teufelsg'schicht' aa wieder einmal auf?“
murmelte sie und sagte dann, als er schwieg, lebhaft: „Ah!
Sie waren am Kirchenboden. Der Schwaister hat gestern in der
Gaststüb'n davon g'red't.“

„So! — Und gespottet?“

„Ah! Spotten tuat da d'rüber keiner. Am g'scheit'sten
wär's wohl, ma tät gar nit mehr über die unguate Sach'
red'n.“

„Sie haben die Jakobi-Marie natürlich auch gekannt?“

„Freilich. Ich kann mich schon no auf sie b'sinnen. Schön
war ſ, aber viele hab'n sie nit leid'n können.“

„So? Und haben Sie auch vor dem Altar der Jakobi-
Madonna gebetet?“

„Dös woaß ich jazt nimmer. Aber wahrscheinlich ist's
schon. Aber er ist bald verwaist dag'stand'n, und nachher ist
die Teufelsg'schicht' bekannt g'word'n und das Stoanbild hat
oba müass'n.“

„Vorher aber hat es ein alter Herr gesehen, ein Professor
aus Deutschland. Er hat hier, in diesem Zimmer gewohnt.
Aber daran werden Sie sich wohl nicht mehr erinnern.“

„Aber ja. Ein Tischerl^{*)} war er und unsinnig schiach.
So was merkt sich ein Kind. Lang hat er dableib'n woll'n,
und dechter ist er, kehrt um die Hand, in aller Gottesfruah
abg'reist, bevor er da ein bissele warm word'n ist.“

„Also auch das stimmt!“ sagte Korner und blickte dabei
sinnend zu dem Kirchenfenster hinüber, hinter dem das ewige
Licht schimmerte.

Die Sternwirtin schüttelte den Kopf, und schüttelte ihn
noch heftiger, als Korner fortfuhr: „Aber jene Zeit müssen
wir noch miteinander reden.“

Er griff schon nach seinem Skizzenbuch, nach Hut und
Stoß und Wettermantel und nickte der Frau zu.

Wie ein Träumender ging er danach zur Tür hinaus,
ging noch immer wie ein Träumender neben dem Jörgl her,
als sie schon längst das Dorf hinter sich hatten, und erst als
das richtige Steigen begann und seine regere Aufmerksamkeit
in Anspruch nahm, erwachte er wieder zum Alltagsleben der
Gegenwart.

Und es wurde auch für ihn ein fröhliches Wandern.

Der Weg, er wurde oft zum Jägerpfad und Klettersteig,
denn der wackere Jörgl, ein fünfzehnjähriger Bub, der kein
Lot Fett, dafür aber Muskeln von Stahl besaß, liebte es, so
lang es möglich war, die Luftlinie einzuhalten — dieser Weg
also, der, außer einem besseren, auch zur Alm der Sternwirts-

*) Buckliger.

leute führte, war an Naturschönheiten schier überreich, so daß Korner am liebsten jetzt und jetzt, statt mit Beinen, Lunge und Herzen lieber mit der Hand, mit seiner rasch skizzierenden Künstlerhand gearbeitet hätte, aber daran war nicht zu denken, ehe man nicht das vorgesteckte Ziel erreicht hatte.

Der Jörgel nämlich besaß keine Spur von Geduld und hatte schon wieder eine lebhafteste Sehnsucht nach dem fetten Schmarren, der ihm oben winkte, und überdies hatte ein alter Knecht, der von irgendeiner anderen Alm, schwer bepackt, ihnen entgegenkam, gemeint, sie täten gut, sich oben nicht gar zu lang aufzuhalten, das Wettermandl habe heute seinen Hut aufbehalten, und das deute auf schlechtes Wetter. Vor Abend werde es wohl wieder Regen und Sturm geben.

Sie schritten, nachdem ihnen diese Prophezeiung geworden, erst so recht wacker aus. Als sie um die nächste Bergwand herumgekommen waren, sahen sie die riesige menschenähnliche Felsspitze vor sich, die in der Gegend das Wettermandl hieß und der man erfahrungsgemäß trauen konnte.

Das Wettermandl hatte heute richtig den Wolkenhut aufbehalten, trotzdem sonst der Himmel überall ein köstlich durchleuchtetes Blau zeigte.

Zur festgesetzten Zeit hatten Korner und Jörgel die Alm erreicht, in deren stattlicher Hütte es ihnen eine weniger durch Jugend und Schönheit als durch Bravheit und Erfahrung ausgezeichnete Almerin bequem machte.

Bis zur Mittagszeit hielten sie sich in der wahrhaft paradiesisch schönen Höhe auf und machten sich dann, der Maler mit seinem bereicherten Skizzenbuch und wundersam frohen Herzen, der Jörgel in ebenso guter Stimmung, aber schwer beladen mit Butter und Käse, auf den Heimweg.

Korner hatte es sich ausbedungen, auf dem Sträßchen zu bleiben, das ja auch, wenn auch nicht ganz so kurz, wie die Pfade, die sie hinaufgeklettert waren, zu Tale führte, und sie kamen richtig bei ganz gutem Wetter dahin. Keine halbe Stunde mehr hatten sie zu ihrem Dorfe, da rastete Jörgel wieder einmal, und Korner warf sich neben ihm ins Gras.

„Was ist denn das für ein schön gehaltenes Haus?“ fragte der Maler den Buben und deutete auf ein nahe Gehöft.

„Dös ist 's Karmoser-Gut,“ antwortete der Bub. „Die Karmoserin isch meiner Mutter ihr Godl.“

„Die Karmoserin,“ wiederholte Korner. Wo hatte er erst jüngst den Namen gehört? Er dachte nach. Irgend etwas Unangenehmes kam dabei über ihn. Und nun wußte er es schon. Der Finsterwalder hatte den Namen genannt. Die Karmoserin war eine Verwandte der Jakobi-Marie gewesen.

Jörgl stieß, wie so oft ohne wahrnehmbare Ursache, einen Fodler aus, fuhr in die Traggurten seiner Kraxe und war wieder zum Weitergehen bereit.

Auch Korner erhob sich, und sie nahmen den Weg neuerdings auf.

Das Karmoser-Gut lag dicht an der Straße, jenseits deren der Wildbach in seinem tiefausgewühlten Bett gegen das Dorf hinschoß.

Als die zwei bei dem Gehöft ankamen, grüßte Jörgl hinüber, und Korner blieb stehen.

„Geh' heim, Bub,“ sagte er, „ich komm' dir bald nach. Ich möcht' noch ein bißchen rasten,“ und er ging, während Jörgl seinen Weg fortsetzte, durch das wohlgepflegte Gärtchen auf die sehr alte Frau zu, die auf der Bank vor dem Hause saß und fragte, ob er sich auch setzen dürfe.

Freundlich lächelnd rückte die Alte ein wenig zur Seite, um dem Herrn Maler Platz zu machen, und sagte: „Hock'n S' Thna a bissele zuaba.“

„Sie kennen mich?“ fragte Korner verwundert.

Die Karmoserin nickte und meinte, sie habe ihn schon mehrmals, auch bei der Sternwirtin, gesehen, und wäre sie so um sechzig Jahre jünger, so hätte wohl auch er sie bemerkt.

Damit war das Gespräch zwischen den beiden eingeleitet, und Korner wollte soeben auf dessen alleiniges Ziel losgehen, als die Karmoserin mit ihrer runzeligen Hand auf das Skizzenbuch zeigte, das er neben sich hingelegt hatte.

„Dös möcht i amal söch'n, wia ma solchene Bildl macht, wia da drin san,“ sagte sie, „der Jörgl hat mir schon davon erzählt.“

„So, soll ich eines zeichnen?“ fragte er, und es kam ihm dabei blitzschnell ein Gedanke.

„Bitt' gar schön,“ erwiderte die Alte und neigte sich zu der schon aufgeschlagenen leeren Seite, und danach schauten ihm ihre noch sehr frisch blickenden Augen aufmerksam zu, wie er, heute seltsam hastig, Strich um Strich zog und dabei scheinbar harmlos mit ihr plauderte. Möglichlich wurde sie unruhig.

„Was wird denn dös?“ forschte sie. Er zeichnete hastig weiter. Da murmelte sie, schein zur Seite rückend: „Das — das is ja —“

Korner ließ den Bleistift sinken, schaute der Greisin fest ins erblaßte Gesicht und vollendete, unbewußt tiefer aufatmend: „Das ist die — Jakobi-Madonna.“

Die Karmoserin saß jetzt am äußersten Ende der Bank. Sie war offenbar sehr bestürzt und forschte nach einer Weile: „Z'wegen was hab'n S' denn g'rad dös zeichn't? Und — wia können S' denn wissen, wia s' ausg'schaut hat?“

Da erzählte er ihr, wo er das Steinbild gesehen und was er über die Jakobi-Marie gehört hatte und daß er über sie noch mehr erfahren möchte, zu allererst, ob sie wirklich so schlecht gewesen, daß man sogar die Tote noch gefürchtet hatte.

Daraufhin schwieg die Karmoserin lange, dann erhob sie sich langsam und murmelte: „Geh'n ma eini. Mir is kalt word'n," und sie ging Korner voran in das Haus.

Im Ofenwinkel drückte sie sich in einen Ohrenstuhl, und der Maler ließ sich auf der Ofenbank neben ihr nieder, und dann gingen Fragen und Antworten leise und wie verstoßen zwischen ihnen hin und her.

Und als Korner nach wohl mehr als einer Stunde den schönen alten Hof verließ, gab es nicht ein bißchen Sonnenlicht mehr, jagte schwarzes Gewölk am Himmel hin, piff ein bissiger Wind ihm um die Ohren und schlug ihm den Regen ins Gesicht. Er merkte es kaum, so in Sinnen verloren ging er heim, all das wieder überdenkend, was er nun noch über das schöne Weib erfahren, das vor einem Menschenalter dem Dorfe zum Fluch geworden war. Was die Karmoserin ihm gesagt, war eigentlich nicht gar so viel gewesen, es hatte ihm aber die Jakobi-Marie in wahrhaft teuflischem Lichte gezeigt.

Schon als Kind war sie ein Satan gewesen. Ihrer Mutter Schwester, die Karmoserin, die der früh Halbverwaisten Leiterin hatte sein wollen, war da auf erschreckende Schlechtigkeit gestoßen. Arme Katzen hatte das Kind im Backofen verbrennen lassen, Vögeln hatte es die Augen ausgestochen, und was ihm sonst an Tieren wehrlos in die Hände kam, raffiniert gemartert. Dabei war sie eine vollendete Lügnerin und Heuchlerin geblieben, so lang sie noch im Leben war, hatte allzeit ihren Vater dabei zum Vorbild und zum Schutz gehabt. Eitel, hochmütig und sinnlich über jedes Maß hinaus, hatte sie, als ihre Schönheit immer gefährlicher wurde, sich die Männer und Burschen zu Opfern auserkoren und mit ihnen ebenso grausam gespielt, wie einst mit den Tieren. Gewissen und Scham hatte es für sie nie gegeben. Und ihr teuflischer Endtriumph war es, als heilige Fürbitterin in der Gestalt der Gottesmutter auf dem Altar zu stehen. — Das war das Bild, das die Karmoserin, die sie immer und immer wieder einen Teufel genannt, von der Jakobi-Marie entworfen hatte. — — —

Eine Stunde später mühte der Maler sich mit dem Gamsbraten und den Topfenbaunzen rechtschaffen ab. Nicht daß beides nicht, wie alles, das die Sternwirtin ihm vorsezte, vorzüglich zubereitet gewesen wäre. Er hatte nur keine richtige Gblust. Das Gespräch mit der Karmoserin hatte sie ihm beinträchtigt, und überdies war er ungeduldig, mit dem alten Salvistan über diese merkwürdige Sache weiterzureden.

Aber noch war er mit dem Essen nicht fertig geworden, traf ein Telegramm an ihn ein, das ihn auf all das, was ihn in den letzten Tagen so lebhaft beschäftigt hatte, vergessen ließ.

Die Depesche kam aus Gossensaß und war von einem ihm fremden Arzt aufgegeben worden. Sie lautete:

„Franz Löhr abgestürzt, liegt ziemlich schwer verletzt in meinem Hause, verlangt nach Ihnen.“

Eine halbe Stunde später rasselte der Sternwirtin Kutschierwägelchen über das Kugelpflaster des Kirchenplatzes und führte den Maler zur Bahn. Wenn der Jörgl recht rasch fuhr, konnten sie den Nachtschnellzug noch erreichen.

Und sie erreichten ihn.

Bläß und tief beunruhigt lehnte Korner in der Abtheilung. Franz Löhr war sein bester, ja sein einziger Freund. Auch der war in die Berge gegangen und hätte Korner auf seiner Heimreise besuchen sollen.

Im Sternwirthshause war schon eine Stube für ihn gerichtet, und nun lag er schwer verletzt, vielleicht ein Sterbender, in der Fremde. Korners Herz war recht schwer. Tausend schmerzliche Vorstellungen zogen durch seinen Kopf, und er konnte während der ganzen Fahrt nur an den armen Verunglückten denken.

Nur an ihn? Es war doch nicht so. Etlichemal schlich auch ein anderer Gedanke durch sein Hirn.

Er sah den Sakristan wieder vor sich und hörte wieder seine letzten Worte: „Und morgen reden wir weiter.“

Die Jakobi-Marie hatte ihn noch nicht völlig aus ihrem Bann entlassen.

Das war zu Anfang September. Und Heinz Korner war um diese Zeit schon ein ganz gesunder Mann gewesen. Die Wochen, die für ihn nun folgten, waren ganz dazu angetan, einen solchen zu fordern. Er kam über die vielen Nachtwachen und die schrecklichen Leidensstunden am Bett des geliebten Freundes, der gleich ihm fast allein in der Welt stand, körperlich leidlich hinweg und fühlte sich wieder ganz frisch, als Löhr — der Schnee lag auch schon in den Tälern — wohl hinkend, aber sonst völlig wiederhergestellt, die Heimreise antrat. Korner war schon lang nicht mehr allein sein freiwilliger Pfleger gewesen. Löhrs Schwester war bald nach ihm in Gossensaß eingetroffen und hatte sich mit ihm in die Pflege getheilt. Jetzt war sie die Reisegefährtin der mehr als je in Freundschaft vereinten Männer. Auch sie wußte, warum Korner sich auf dem Viertelweg schon von ihnen trennen würde, und als er ihnen, an seiner Station angekommen, ab-

schiednehmend die Hand drückte, sagte sie neckend: „Süßen Sie sich aber vor der Jakobi-Marie.“

Er nickte lächelnd und fuhr dann in der Sternwirtin Wägelchen, das der Jörgl seelenbergnüht lenkte, ein bißchen versonnen durch das wunderschöne, winterliche Land.

Und wieder mußte er an Finsterwalders letzte Worte denken: „Und morgen reden wir weiter“, und wieder fühlte er, daß die Jakobi-Marie ihn mehr als alles andre nach dem wolkennahen Gebirgsdörfchen zog, dessen Grauen sie geworden war, und mußte heimlich lächeln, als die Sternwirtin ihn mit den Worten begrüßte: „Das is aber liab, daß S' uns net vergess'n hab'n und gar bei Schnee und Eis uns hoamsuch'n.“ Danach führte sie den ganz Durchfrorenen in die wohligh durchwärmte Stube, die er schon so gut kannte und die schon sorglich für den lieben Gast bereitet worden war.

Und noch stand er vor der Waschschüssel, da kam schon der Sakristan mit einer Einladung vom Herrn Pfarrer, der es auch schon wußte, daß Korner an diesem Tag eintreffen werde.

„Grüß Gott!“ sagte der Alte. „Alsdann sind S' wieder da. Alle haben wir uns gefreut, wie wir gehört haben, daß Sie uns nit vergessen haben.“

„Guch und die Jakobi-Marie,“ erwiderte der Maler, sich mit der einen Hand das Gesicht trocknend und mit der andern die des Finsterwalders drückend.

„Auch an die denken Sie noch immer?“ Finsterwalders Miene hatte sich verdüstert.

„Recht oft habe ich an sie gedacht.“

„Der Herr Pfarrer ist mit ihr fertig geworden,“ platzte der Sakristan heraus.

Er sah ganz grimmig aus.

„Fertig? Ja, wie denn? Was heißt das?“

„Na, ein End' g'macht hat er halt.“

Korner legte das Handtuch hin und schlüpfte in seinen Rock.

„Haben Sie jetzt Zeit?“ fragte er.

„Eine halbe Stunde schon.“

„Also dann setzen Sie sich!“

Finsterwalder setzte sich.

Korner tat dasselbe.

„Reden Sie! Mit dem Herrn Pfarrer werde ich heute abend vielleicht nicht so reden können wie mit Ihnen.“

„Lieber net, er redet net gern davon.“

„Also! Wie war es? Was ist geschehen?“

„Na, der Herr Pfarrer hat sich schon lang ganz in der Stille mit der unheimlichen Geschichte beschäftigt.“

„Also doch!“

„Ja. Und es muß auch ihm allerhand auffällig gewesen sein, auch hat der Vater Anselm sicherlich mit ihm über das Steinbild geredet und über alles das, was seit dem Tod der Marie vorgekommen ist.“

Zwei- oder dreimal war der Herr Pfarrer, bald nachdem er die Pfarr' übernommen gehabt hat, am oberen Boden, und in letzter Zeit ist er auch wieder einmal hinaufgestiegen. Da muß wieder etwas vorgekommen sein, was ihn an die Marie erinnert hat.

Ich bin bei meinem Nachteffen gefessen, da ist er zu mir hereingekommen. Es ist schon auf halb neun gegangen, und ich hab' mich gewundert, was es denn noch zu tun gibt.

„Hat uns leicht wer zum Versetzen gerufen?“ frag' ich den Herrn Pfarrer, denn der hat seinen warmen Mantel mit der Kapuzen und dem langen Kragen angehabt. Ich war schnell aufgestanden und zum Haken gegangen, auf dem mein Mantel hängt, und ich hab' mich dabei gewundert, daß ich den Boten, der uns geholt hat, so ganz überhört hab'! Aber der Herr Pfarrer hat gleich g'sagt: „Nein, nein, Finsterwalder, Sie brauch'n nit aus dem Haus' zu gehen. Nur ich hab' in der Kirche zu tun.“

„Herr Pfarrer,“ sag' ich, „Sie werd'n sich krank machen, Sie sind doch heut' schon stundenlang in der kalt'n Kirche g'wesen. Kann net ich's holen, wenn Sie etwas von drüben brauchen?“

„Es ist nichts zu holen,“ sagt er, „und was dort zu tun ist, das können Sie nicht ausführen. Geben Sie mir die große Latern'. Tun Sie eine neue Kerze hinein, Bündhölzer hab' ich bei mir — falls das Licht verlöschen sollte,“ setzte er nach einer Weil' hinzu. „Und die Schlüssel vom Turm und zum Boden brauch' ich,“ sagt er auch; da ist mir ein Licht aufgegangen.

„Zum oberen Boden wollen Sie hinaufsteigen, jetzt, in der Nacht — und allein?“ frag' ich erschrocken.

Er preßt die Lippen aufeinander und nickt. Dann sagt er ruhig: „Was soll mir denn geschehen, ich bin in Gottes Hut.“

Ich hab' an alle die andern denken müssen, und auch an Sie, Herr Korner, hab' ich gedacht und an die Gast, mit der noch jeder, der dort hinaufgegangen ist, wieder herunter-

gekommen ist, und hab' unsern Herrn Pfarrer angeschaut, der doch schon recht alt und net ganz gesund ist, und hab' schneß meinen Mantel angezogen.

„Allein lass' ich den Herrn Pfarrer net,“ hab' ich gesagt, hab' mir auch eine Latern' genommen und wir sind gegangen.

Ein abscheuliches Winterwetter war's; der Schnee hat uns die Nadeln ins Gesicht g'stochen, und der Sturm hat g'heult und hat uns Müß' g'macht, zur Kirche zu kommen.

Wie etwas Lebendiges war es, wie etwas, das einen Willen, einen starken, teuflischen Willen hat.

Mühselig hab' ich die Kirchentür aufgesperrt, aus der Hand g'rissen hat mir's der Sturm und hat sie hinter uns wütend zug'schmettert, dann hab' ich noch den Riegel vorg'schoben, hab' das Turmtürl aufg'schlossen und bin vorausgegangen.

Bis wir in die Glockenstub'n gekommen sind, hab'n wir zweimal unsre Herzen wieder neu anzünd'n müssen.

Vor der Bodentür hat mir der Herr Pfarrer den Schlüssel aus der Hand g'nommen und sehr ernst g'sagt: „Weiter gehen Sie nicht. Hier erwarten Sie mich,“ hat aufgesperrt, ist in den Boden hineing'gangen und hat die Tür zug'macht. Und so bin ich in dieser wilden Thomasnacht allein in der Glockenstub'n g'standen und hab' vor mich hing'stiert und hab' g'horcht und g'horcht, und auf einmal hab' ich das Stillsein nimmer ausg'halten, wo doch alles um mich her laut g'wesen ist. Der Sturm hat gewinselt und geheult, die Balken haben geknarrt und gekracht, und mein Herz hat bis zum Hals hinauf geklopft.

Ich hab' die Latern' unter den Mantel gegeben, hab' die Türschnallen fest in die Hand g'nommen, hab' sie niedergedrückt und bin in den unteren Boden hineing'gangen. Er wird mir's schon verzeihen, daß ich so eine Angst um ihn hab', hab' ich mir gedacht, hab' die Tür wieder zug'macht und hab' mich in einen Winkel g'stellt. Von dort hab' ich bis zur Stiege g'seh'n, die zum oberen Boden führt. Es war ganz licht oben. Den Herrn Pfarrer konnt' ich net sehen, wohl aber seinen Schatten, der auf die Kalkwand g'fallen ist. Beide Arme hat er hoch erhoben gehabt, ganz still ist er gestanden, aber laut hat er geredet. Lateinisch hat er g'sprochen, befehlend und grimmig. Auf einmal war es mir, als wenn auch wer andrer redet', eine zornige Frauenstimm'! Da ist mir's kalt über's Kreuz gelaufen. Oben war ein kurzer, wütender Streit. Jetzt hat der Herr Pfarrer laut, sehr laut geredet. „Condemno te, condemno te, spiritus immunis reverte ad infernum in nomine

Dei!" hat er g'rufen, dann hat sich der Schatten von seiner einen Hand gesenkt, hat sich schnell wieder erhoben, und jetzt hat die Hand den schweren Hammer gehalten, der sonst zum Steinklopfen in der Werktruhe liegt. Und Hand und Hammer sind niederg'saust und zu gleicher Zeit ist ein fürchterlicher Schrei bis zu mir herunterg'fahren, der Schrei einer Weiberstimme, und gleich danach hab' ich g'hört, daß das zerschmetterte Steinbild zusammengefallen ist.

Mich hat ein Grausen angefaßt, ein furchtbares Grausen, die Latern' ist mir aus der Hand gefallen, und das Licht ist verlösch't. Ich hab' net darauf geachtet, ich hab' mich schier hineingepreßt in den Winkel, in dem ich gestanden bin, und hab' zu dem Lichtschein hing'starret, der der oberen Bodens tiege näherg'kommen ist. . . . In dieser Stund', Herr Korner, hab' ich g'lernt, was Furcht ist."

Finsterwalder strich sich über die Stirn, auf die die Erinnerung den kalten Schweiß getrieben hatte.

"Der Herr Pfarrer," fuhr er nach einer Weile fort, "ist langsam und aufrecht herunterg'stiegen; aber ganz weiß war er im G'sicht. Vor mir ist er steh'ngelieben, beim Arm hat er mich g'nommen, hat mir ins Gesicht geleuchtet und hat mir dann die Hand auf die Brust gelegt."

"Du bist von Fleisch und Blut," hat er g'sagt. "Du bist der Finsterwalder. Lieber Gott! Dir sei Ehre, Preis und Dank in Ewigkeit."

Langsam sind wir dann zur Kirchen hinuntergestiegen. Dort ist der Herr Pfarrer wieder lang vor dem Hochaltar gekniet, und dabei ist sein Gesicht wieder so still und freundlich g'worden, wie es fast immer ist.

Bis zum 24. Dezember ist dann nichts weiter geschehen.

An dem Tag hat der Herr Pfarrer mir befohlen, daß ich alle die Steinstücke oben zusammenklauben, sie in einen Sack tun und irgendwo an einer einsamen Stell' eingraben soll.

Das hab' ich getan, mir ist's gar nicht unheimlich dabei gewesen.

Net ein Splitter von dem schönen weißen Laaser Marmor ist auf dem oberen Boden zurückgeblieben.

Ich hab' hübsch schwer zu schleppen gehabt an dem Sack. . . aber allein, ganz allein hab' ich ihn wegschaffen wollen.

Und gar bis in die Nachbargemeinde hab' ich ihn getragen."

Finsterwalder lächelte bei diesen Worten schlau und schloß seinen Bericht. "Dort hab' ich in einer alten Schottergruben die Steine ausgeleert und bin guten Mut's wieder heimgekommen, und auf die Art sind wir die Jakobi-Mad . . . die Jakobi-Marie ledig g'worden. . . ."

Etwa zwei Stunden später saß Heinz Korner dem gütigen alten Pfarrer gegenüber. Unsagbar gemütlich war die Stube, in deren einer Ecke der aus gebuckelten Kacheln erbaute Ofen behagliche Wärme spendete und an deren Fenstern die sturmgepeitschten Schneeflocken vorüberjagten.

Das Nachtmahl war vorüber, und der geistliche Herr stand neben seinem Schreibtisch und holte aus einem köstlich geschnitzten alten Schrank das Rauchzeug.

„So,“ sagte er, damit zum Tisch tretend, auf den die Wirtschafterin neben zwei gefüllte Teeschalen und was dazu gehörte, stellte. „So, Toni, jetzt lassen Sie uns in Ruhe.“

Jetzt wird mir der Herr Korner von dem erzählen, was er derweil erlebt hat.“

„Ich geh' eh schon,“ brummte die Alte. „Hab' ja nur hingestellt, was die Herren noch brauchen in der kalten Zeit, in der sie so viel in dem grauslichen Wetter draußen waren.“

Sie ging.

„So waren Hochwürden heute auch viel im Freien?“ erkundigte sich der Maler.

„Jawohl,“ war die Antwort, „gegen vier Stunden bin ich im Gebirge herumgestiegen. In einem Hof hat es eine Mottaufse und in einem andern ein Sterben gegeben. So kommt man von einem Rätsel zum andern.“

„Sie meinen das Werden und Vergehen des Menschen?“

„So ist es.“

„Und es gibt noch so viele andre Rätsel!“ sagte der Maler, dem der letzte Bericht des Sakristans noch gewaltig im Kopfe herumging. Und er sah dabei den Pfarrer gedankenvoll und wie um eine Antwort auf etwas Ungefragtes bittend an.

Eine Weile hafteten die Blicke der beiden Männer ineinander . . . , dann ging ein stilles Lächeln in den Zügen des Pfarrers auf.

„Ich gehe wohl nicht irr', wenn ich annehme, daß Sie jetzt an eine denken, die weder im Leben noch in Stein mehr bei uns ist?“

„Ich denke an diese.“

„Der Finsterwalder hat Ihnen seinerzeit von ihr erzählt.“

„Seinerzeit und auch heute.“

„So! Nun, er hat es eilig damit gehabt.“

„Weil ich es eilig hatte mit meinen Fragen. Sind Sie uns böse deswegen, Hochwürden?“

„Warum soll ich denn deswegen böse sein? Der Finsterwalder ist sonst kein Blanderer, aber diese Vorgänge sind ihm halt auch nahegegangen, und so hat es ihn gedrängt, davon zu reden.“

„Gedrängt, Hochwürden, habe auch ich,“ bekannte der Maler lächelnd, „und da hat er mir von dem Unheimlichen, von dem Unerklärlichen erzählt.“

„Ohne Ihren Spott zu erregen?“

„Ich hätte gern gespottet, aber es ist doch nicht dazu gekommen.“

„Weshalb nicht? Ihr Weltleute lacht doch so gern über alles Mysteriöse.“

„Im Zeitalter der Hypnose, des Spiritismus?“

„Ah! Diesbezüglich grant ihr euch gern; aber wenn euch Unverständliches in einem tirolischen Dorf, in einem tirolischen Pfarrhaus erzählt wird, nennt ihr das finsternen Aberglauben.“

„Seit ich damals, am Morgen, als Sie mir den Schlüssel zu den Bodenträumen überließen, allein bei der Statue war, deren Anblick, fast möchte ich sagen deren Wesen mich schon am Abend vorher befremdete . . . und seit mich ein unbeschreiblicher Widerwille und eine Furcht vor ihr besiel, seit damals war mir die Lust, über derlei zu spotten, vergangen.“

„Der Finsterwalder hat es mir erst unlängst gesagt, daß er Ihnen die Geschichte der Jakobi-Marie und ihres steinernen Konterfeis erzählte.“

„Es war das Interessanteste, was ich je bezüglich dieses Gebietes erfahren habe. Noch viel interessanter wäre es aber, wenn Sie, Herr Pfarrer . . .“

„Ihnen eine Aufklärung darüber geben würden? Das kann ich nicht. Das kann niemand. Wie kann man erklären, was man trotz aller selbstgemachten Wahrnehmungen nicht versteht?“

„Ja . . . aber das eine . . . das letzte,“ sagte der Maler dringlich.

Da schaute ihn der alte Herr über seine Brille hinweg forschend in die Augen, und ein verständnisreiches Lächeln huschte über das kluge, faltige Gesicht, während er sagte: „Mein Lieber, Sie werden mich nicht aufs Eis locken. Auch über das . . . letzte kann ich keine Erklärung geben. . . . Wissen Sie, was zum Beispiel . . . Elektrizität ist?“ fragte er unvermittelt.

Ein bißchen erstaunt über diese Abweichung sagte der Maler: „Gewiß.“

„Schauen Sie,“ lächelte der Pfarrer gutmütig, „da beneide ich Sie, denn da sind Sie der einzige, der das weiß. Es kann zwar jeder Monteur mit ihr umgehen, und schon in der Bürgerschule hören die Buben von ihrer Wirkung, aber was sie ist . . . das haben die gelehrtesten Professoren noch nicht ergründet.“

In das hübsche junge Gesicht, in das er schaute, war das Blut gestiegen und verlegen, aber auch offen sagte der Maler: „Ja, ja, so ist es. Man weiß ja nicht einmal, ob sie Stoff oder bloße Kraft ist.“

Der alte Herr nickte: „Richtig! Und wenn wir wüßten, daß sie nur Kraft ist. Was wüßten wir dann? Ist denn Kraft Ursache, das Treibende, oder ist sie nur Wirkung einer uns unbekanntem Ursache?“

Ich sage Ihnen, die Statue, die hinter dem Trambalken des Oberbodens gelehnt ist, bestand aus Stoff ..., aus Stein und aus einer uns unbekanntem, uns feindlichen Kraft. ... Aber da bin ich ja eigentlich schon auf dem Eise, auf das Sie mich locken wollten. Wenn ich ein ziviler Philosoph wäre, würde ich gern über dieses Thema weiterreden. Weil ich aber ein Geistlicher bin und hundertmal im Jahre meiner Gemeinde vom Glauben predige, könnte es sein, daß Sie, weil meine Mitteilung keine Beweise enthalte, an ein Pfarrerlatein glauben würden.“

„Oh ... Hochwürden!“

Der alte Priester winkte freundlich ab.

„Bis jüngst,“ sagte er gelassen, „hat sich so manches Unheimliche an diese Statue geknüpft, und die Meinungen darüber wären wohl nie zur Ruhe gekommen, die Scheu vor ihr nie geschwunden. Ich weiß, daß es gut, daß notwendig war, dieses Steinbild ... daran, wie Finsterwalder behauptete, keine Spinne rührte und darauf kein Staub ruhen mochte ... zu vernichten. Ich habe es vernichtet. ... Und jetzt, lieber Herr Korner, reden wir von anderm. Jetzt erzählen Sie mir von Ihrem Freund...“